

# Rekombinante Praxen

## Wissensarbeit als Gegenstand der Europäischen Ethnologie

Von *Stefan Beck, Berlin*

Die Vorliebe für nicht reduzierte Komplexität ergibt Kunst, die Vorliebe für reduzierte Komplexität ergibt Wissenschaft.<sup>1</sup>

Als ich im Sommer 1999, ein Jahr nach Beendigung meiner Forschung in Zypern, vom heimischen Schreibtisch mit ersten Ergebnissen zurück ins „Feld“ fuhr, waren meine Gefühle durchaus ambivalent. Natürlich freute ich mich, meinem Kooperationspartner, der mir großzügig Zugang zu „seinem“ genetischen Labor gewährt hatte, die ersten Tätigkeitsbeweise vorlegen zu können: Ich hatte einen von mir in Deutschland publizierten Aufsatz übersetzt, um ihm vorläufige Auswertungen meines Materials zukommen zu lassen. Aber es war eben (auch) eine durchaus kritische Interpretation „seines“ Labors und seiner Arbeit, die ich ihm auf den Schreibtisch legte. Leser machen Autoren wohl generell etwas nervös, dieser mich jedoch besonders: Dr. Constantinos Deltas arbeitet als Genetiker im Cyprus Institute of Neurology and Genetics als Leiter der Forschungsgruppe, die in einer kleinen Stadt ein genetisches Screening der Bevölkerung durchführte, ein Projekt, das ich aus europäisch ethnologischer Perspektive kritisch begleitet hatte. Ziel dieser „genetischen Reihenuntersuchung“ war gewesen, Träger der tödlich verlaufenden Krankheit „Mukoviszidose“ zu identifizieren, um die Betroffenen bei „ihrer Familienplanung zu unterstützen“, eine rhetorische Formel, hinter der sich die Absicht verbirgt, die Geburt von erkrankten Kindern zu verhindern. Darüber hinaus handelte es sich bei dem Screening um einen Teil eines größer angelegten Forschungsprojektes des Institutes mit dem Ziel, neue Mutationen der Krankheit zu entdecken. Solche Screenings sind – vor allem in Europa – inzwischen höchst umstritten und werden aus zahlreichen Gründen, vor allem jedoch wegen der unkontrollierbaren sozialen und psychischen Wirkungen auf die Betroffenen, mehrheitlich abgelehnt. In Zypern hingegen bestehen nicht nur bei Verantwortlichen des Gesundheitssystems und Medizinerinnen keinerlei Bedenken, sondern auch in der Bevölkerung ist eine sehr hohe Bereitschaft festzustellen, sich an solchen Screenings zu beteiligen und daraus auch die entsprechenden Konsequenzen zu ziehen – etwa in der Ansicht, daß die Heirat zweier Träger einer genetischen Krankheit unverantwortlich gegenüber möglichen Kindern sei.

An diesem Screening interessierte mich vor allem, wie die betroffenen Laien mit den für sie höchst verunsichernden Diagnose-Ergebnissen umgingen, wie der „Wissenstransfer“ zwischen Genetikern, Klinikern und Hausärzten einerseits und andererseits zwischen medizinischen Experten und Laien gestaltet wurde. Als Teil eines größer angelegten kulturvergleichenden Forschungsprojektes in Deutsch-

---

1 *Edward O. Wilson: Die Einheit des Wissens, Berlin 1998, S. 75.*

land und Zypern diene dieses Screening als ein Beispiel, um die Auswirkungen genetischer Diagnostik auf Krankheits- und Gesundheitskonzepte von Laien, den Umgang mit chronischer Krankheit in Familien und dem Gesundheitssystem sowie die Transformation medizinischer Praxen durch die Verfügbarkeit human-genetischen Wissens herauszuarbeiten. *Wissensproduktion, -transfer* und *-aneignung* werden aus einer kulturanthropologischen Perspektive im Rahmen dieses Forschungsprojektes als *Elemente von Wissensarbeit* untersucht. Die kulturvergleichende Perspektive auf Deutschland und Zypern ermöglicht, nicht nur kulturelle, soziale und institutionelle Faktoren herauszuarbeiten, die tiefgreifende Wirkungen auf diese Wissensarbeit entfalten, sondern auch Beziehungen zwischen lokalem und generalisierbarem, wissenschaftlichem („globalem“) Wissen, zwischen vergangenen und aktuellen Erfahrungen, sowie zwischen sozialen und kulturellen Dispositiven und Praxisformen zu analysieren.<sup>2</sup>

Aus Platzgründen bleibt diese komparatistische Perspektive im folgenden Text jedoch überwiegend implizit. Verfolgt wird hingegen das Ziel, an Beispielen des medizinischen Bereiches Elemente einer *Kultur der Wissensarbeit* zu analysieren, von denen angenommen wird, daß sie generalisierbar sind. Eine solche Analyse – so die hier vertretene These – bedarf jedoch einer *modifizierten Perspektive auf Arbeitskultur*: Nicht nur muß die bisher im Fach dominante Konzentration der Arbeitskulturforschung auf Nicht-Arbeit aufgegeben werden, sondern es müssen gerade auch rationale und instrumentelle Praxen untersucht werden, die bislang definitorisch aus den meisten Studien – als quasi „a-kulturell“ – ausgeschlossen wurden. Zudem erscheint es geboten, den Akzent der interpretativen Bemühungen vom Symbolischen auf eine Rekonstruktion der Logik der materiellen, diskursiven sowie symbolisierenden Praxen zu verschieben. Dies soll im folgenden an drei Beispielen der Feldforschung erläutert werden, mit denen unterschiedliche Aspekte der Wissensarbeit skizziert werden sollen: verschiedene Formen der Produktion von Wissen, mit denen nicht nur unterschiedliche Arten des Wissens, sondern differente, oft geschlechtsspezifisch zugewiesene Machtpositionen verknüpft sind;

---

2 Mit *Laura Nader* (Comparative Consciousness. In: *Robert Borowsky* (ed.): *Assessing Cultural Anthropology*. New York 1994, S. 84–94) können vier Formen des Kulturvergleichs unterschieden werden, die zugleich unterschiedlichen Phasen der Anthropologie entsprechen: Der Evolutionismus versuchte die Entwicklung sozialer und kultureller Institutionen kulturvergleichend zu analysieren; für den Diffusionismus ermöglichte der Vergleich, historische Beziehungen zwischen einzelnen Kulturen zu identifizieren; für den Funktionalismus bestand der Sinn des Vergleichs darin, die funktionalen Beziehungen zwischen Phänomenen herauszuarbeiten; aber selbst nach dem Ende der Konjunktur des expliziten Vergleichs vor allem in Folge der Dominanz der interpretativen Anthropologie wird oft implizit die dargestellte „fremde“ Kultur mit der je „eigenen“ verglichen. Alle diese Operationen setzen die prinzipielle *Ähnlichkeit* der analysierten Phänomene ebenso voraus wie ihre *Unabhängigkeit*. Demgegenüber verfolgt das hier zugrundeliegende Forschungsprojekt eine Perspektive, bei der kulturspezifische Ausprägungen in ihrer Abhängigkeit von globalen Veränderungen im Rahmen eines „cross mappings“ analysiert werden.

die Bedeutung materiell-diskursiver Praxen; und schließlich die Polyvalenz und Offenheit von Prozessen der Wissensarbeit.

Um mit dem letzten Aspekt zu beginnen: Die Eingangs geschilderte Szene des „(re)entering the field“ stellt durchaus ein klassisches, wenn auch inzwischen ausreichend dekonstruiertes Stilmittel ethnographischer Texte dar: Solche „Ankunftsszenen“ dienen als rhetorisches Mittel der Demonstration der Autorität, Glaubwürdigkeit und – scheinbaren – Objektivität des Ethnographen.<sup>3</sup> In jüngerer Zeit wurden solche Szenen folglich eher gegenläufig zur Demonstration der *Unsicherheit* des Ethnographen und seiner *prekären* Situation im Feld<sup>4</sup> gerade bei Studien angewandt, die durch ein „research up“<sup>5</sup> charakterisiert sind: Konfrontiert mit Experten, die Teil einer professionellen Kultur sind, muß die eigene Perspektive ebenso wie die qualitative Methodologie oft verteidigt werden.<sup>6</sup> Im folgenden soll die Eingangsszene wieder aufgegriffen werden, jedoch nicht, um spezifische Status- oder Methodenprobleme des „research up“ zu verdeutlichen, sondern um die Situation – in einer ersten „dünnen Beschreibung“ – als typisch für Prozesse der Wissensarbeit zu skizzieren: Ziel ist es, weniger die Unsicherheit in der Person des Beobachters, sondern vielmehr die konstitutive Unbestimmtheit von Situationen der Wissensarbeit herauszuarbeiten. Rückblende also in das Büro des zyprischen Gentechnik-Institutes.

### Zweierlei „dichte Beschreibung“ und Situationsanalyse

Zu meiner Überraschung reagierte Dr. Deltas nicht mit Kritik auf meinen Text, darauf wäre ich vorbereitet gewesen, sondern – kränkenderweise ohne den Text durchzusehen – mit der Frage, ob ich den Text schon an das Gesundheitsministerium gegeben habe, von dem ich meine offizielle Forschungsgenehmigung erhalten hatte. Verwirrt und schließlich auch verärgert verneinte ich – das Ethos der Forschung erforderte schließlich, daß die Kritisierten die Kritik zuerst erhielten und nicht die „Vorgesetzten“. Aber vielleicht rechnete er gar nicht mit Kritik, sondern mit Lob von mir, einem westeuropäischen, im Umfeld des genetischen Forschungsinstitutes allerdings ziemlich exotischen Experten für „Cultural Anthro-

---

3 Vgl. James Clifford/George E. Marcus (eds.): *Writing Culture. The Poetics and Politics of Ethnography*, Berkeley 1986.

4 Diese rhetorische Strategie ist durch die Betonung des „Dagewesen-Seins“ und der reflexiv gebrochenen Autorität des Ethnographen recht geeignet, den Authentizitätsanspruch ethnographischer Texte sogar noch zu steigern.

5 *Laura Nader*: Up the Anthropologist – Perspectives Gained from Studying Up. In: *Dell Hymes* (ed.): *Reinventing Anthropology*, New York 1969, S. 285–311; *Bernd Jürgen Warneken/Andreas Wittel*: Die neue Angst vor dem Feld. Ethnographisches research up am Beispiel der Unternehmensforschung. In: *Zeitschrift für Volkskunde*, 93. Jg., 1997/I, S. 1–16.

6 Vgl. etwa für neuere Studien der Organisationsethnographie *Andreas Novak*: Ein Ethnologe in einem deutschen mittelständischen Unternehmen – Anmerkungen zur Feldforschungs-Ideologie. In: *Sabine Helmers* (Hg.): *Ethnologie der Arbeitswelt. Beispiele aus europäischen und außereuropäischen Feldern*, Bonn 1993, S. 165–193.

pology“, dem er immerhin die Forschung erst ermöglicht hatte? Meine Verwirrung siegte über den Ärger: War ich am Ende undankbar und hatte durch die bewußt eingenommene kritische Distanz in seinen Augen die Rechte des Gastes mißachtet? Saß vor seinem Schreibtisch statt eines Komplizen ein Betrüger oder doch eher ein handzahmer Trottel, der seine Machtposition nicht zu nutzen verstand?

Ich „rettete“ mich in die Nachfrage, wie sich das von mir beobachtete Forschungsprogramm seit meiner Abreise weiter entwickelt habe. Nach einem kurzen, jedoch – wie ich vor dem Hintergrund anderer Informationen beurteilen konnte – sehr „geschönten“ Erfolgsbericht erzählte er von einem kürzlich aufgetretenen, sehr problematischen „Fall“: Die Spezialisten des Krankenhauses hatten bei einer Pränataluntersuchung keine eindeutige Diagnose stellen können, es bestand jedoch der Verdacht, daß das Kind nach der Geburt an der schweren, tödlich verlaufenden Erbkrankheit Mukoviszidose leiden würde, eine Krankheit, deren Diagnose und deren Wahrnehmung bei medizinischen Laien ein zentrales Thema meiner Forschung gewesen war. Sein Labor hatte versucht, auf der Basis einer molekulargenetischen Analyse des Fruchtwassers eine eindeutige Diagnose zu stellen, was jedoch nicht gelungen war: Ein hohes Restrisiko konnte nach wie vor nicht ausgeschlossen werden. Was den Laborleiter nach eigenen Aussagen empört hatte, war die Reaktion der Eltern, die sich trotzdem für eine Fortsetzung der Schwangerschaft entschieden hatten, eine nach seiner Auffassung unverantwortliche Position, was er den Eltern offenbar auch mehr oder weniger deutlich vermittelt hatte. Auf seine Frage, wie solche Fälle in Deutschland gehandhabt würden, schilderte ich die Situation und verwies unter anderem auf die in weiten Teilen der Bevölkerung und bei Experten im Medizinsystem überwiegend herrschende Meinung, daß ein Leben mit Mukoviszidose, trotz der Schwere der chronischen Krankheit und einer maximalen Lebenserwartung von nur ca. 30 Jahren, durchaus als lebenswert angesehen werde und auf die europaweit geltenden „Ethik-Richtlinien“, die eine „nicht direktive Beratung“ zwingend vorschrieben. Angesichts des bevorstehenden Beitritts Zyperns zur Europäischen Union und der damit notwendig werdenden Übernahme ihrer Rechtsvorschriften war damit natürlich ein sensibler Punkt berührt: der Komplize/Betrüger/Trottel nahm plötzlich die Rolle des Boten eines Systems an, das – sollte sich Zypern für einen Beitritt zur EU entscheiden, wofür es wenig Alternativen gibt – die gewohnten Praxen auch von Genetikern radikal transformieren und kolonialisieren wird.

Diese Szene weist durchaus viele Elemente eines akademischen Hahnenkampfes auf, eine Polyvalenz, die zumindest auf meiner Seite in eine *dichte Verwirrung* führte. Diese Unsicherheit beruht auf der – nicht nur für Feldforschungen generell bestehenden – trivialen Schwierigkeit, in Situationen wie der geschilderten von einem „dünnen“ zu einem „dichten“ Verständnis zu gelangen. Während eine „dünne Beschreibung“ – so der Philosoph Gilbert Ryle, der diese Unterscheidung erstmals einführte – sich überwiegend auf die Dokumentation beobachtbarer Sequenzen beschränkt (als Beispiele führt er etwa Augenzwinkern oder das Aufpum-

pen eines Fahrradreifens an), richte sich eine „dichte Beschreibung“ darauf, die Bedeutungen der beobachteten Phänomene zu erschließen, indem die Intentionen, Erwartungen und Zwecksetzungen der Handelnden sowie die Umstände und Bedingungen der Situation berücksichtigt würden; erst so ließe sich klären, ob das Augenzwinkern als physischer Reflex oder als heimlicher Verständigungsakt anzusehen sei.<sup>7</sup> Die Kulturanthropologie verdankt Clifford Geertz die Weiterentwicklung dieser Unterscheidung zu einem Konzept, das zugleich eine beachtliche Karriere als distinktionskräftige Tätigkeitsbeschreibung der Disziplin absolvierte. Mit diesem Import ist jedoch zugleich eine Akzentuierung verknüpft, die sich gelegentlich als durchaus nachteilig erweisen kann;<sup>8</sup> im folgenden soll dies kurz erläutert werden.

Eine im Geertz'schen Sinne „dichte Beschreibung“ des geschilderten akademischen Hahnenkampfes würde die Szene als Text lesen, um etwa disziplinierte (und interdisziplinäre) Formen der Aggressivität, des männlichen Narzißmus, Statusrivalitäten, kulturelle Rahmungen, oder den Einsatz von Emotionen für kognitive Zwecke herauszuarbeiten: Das Risiko, mit einer Behauptung „daneben zu liegen“, die Kränkung, nicht gehört zu werden, oder die Freude einer geglückten Kooperation. Entscheidender Interpretationsgewinn wäre dabei nicht, Formen der Emotionalität zu entdecken, sondern sie als stabilisierenden Faktor von Interaktionen und Bindungen (wenn auch gelegentlich negativen) zu analysieren.<sup>9</sup> Eine solche „dichte Beschreibung“ hätte das Ziel, das Ethos der Beteiligten, ihre professionellen Identitäten oder Aspekte ihres Empfindens herauszuarbeiten, um Kultur(en) als bedeutungstiftenden Kontext der beobachteten symbolischen Handlungen sowie als „selbstgesponnenes Bedeutungsgewebe“ und sinnstiftenden Rahmen zu

---

7 Gilbert Ryle: *Collected Essays, 1929–1968*. *Collected Papers*, Bd. 2. London 1971, insbes. die Kapitel „Thinking and Reflecting“ und „The Thinking of Thoughts: What is ‘Le Penseur’ Doing?“, S. 465–496.

8 War bei Ryle die Bedeutungsproduktion strikt als Tätigkeit eines reflektierenden (Selbst-) Beobachters konzipiert, so verlagert sich der Ort der Bedeutungsproduktion bei Geertz fast unmerklich auf das beobachtete Phänomen, doch nur insofern, als eine Situation bei Geertz *Verweischarakter* hat, sie *exemplifiziert* Kultur (vgl. hierzu *Stephen Greenblatt: The Touch of the Real*. In: *Sherry B. Ortner (ed.): The Fate of „Culture“*. Geertz and Beyond, Berkeley 1999, S. 14–29). Der Stellenwert der beobachteten Praxen in bezug auf die Bedeutungsdimension ist hoch, in bezug auf von ihr ausgehende soziale Effekte sind sie niedrig angesiedelt. Dies erweist sich nicht nur wegen eines manifesten Kulturalismus (vgl. *Bernd Jürgen Warneken: Ver-Dichtungen*. Zur kulturwissenschaftlichen Konstruktion von Schlüsselsymbolen. In: *Rolf Wilhelm Brednich/Heinz Schmüt (Hg.): Symbole. Zur Bedeutung der Zeichen in der Kultur*, Münster 1997, S. 549–562, S. 557), sondern auch hinsichtlich der Analyse von Machteffekten als problematisch (vgl. hierzu *Sherry B. Ortner: Thick Resistance: Death and Cultural Construction of Agency in Himalayan Mountaineering*. In: *Ortner (ed.) (wie Anm. 8)*, S. 136–164).

9 Vgl. *Clifford Geertz: „Deep Play“: Bemerkungen zum balinesischen Hahnenkampf*. In: *Ders.: Dichte Beschreibung*. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme, Frankfurt/M. 1987, S. 202–260.

rekonstruieren.<sup>10</sup> Es ginge somit eher um die *Regeln* des Hahnenkampfes als um das reale Kampfgeschehen, das durch Kontingenzen sowie Taktiken und Kompetenzen wirklicher Hähne geprägt ist.

Der Verdacht liegt jedoch nahe, daß eine solche Interpretation der eingangs geschilderten Szene wenig gerecht würde. Zum einen erscheint ihr symbolischer Überschuß gering im Verhältnis zu wirklichen Hahnenkämpfen etwa auf Bali. Zum anderen würde eine Überbetonung des Symbolischen zwar eine antinarzistische Reflexion<sup>11</sup> des Geschehens ermöglichen, dies jedoch zum Preis einer – im Wortsinne – exzentrischen Interpretation. Denn der Kern des in der Interaktion ablaufenden „meaning making“ in der Perspektive der Handelnden liegt vor allem darin, daß sie ihre Handlungen nicht so sehr vor dem Hintergrund des *eigenen, teilweise ungewußten* kulturellen Horizontes, sondern in bezug auf Erwartungen eines Gegenübers und *seines, weitgehend unbekanntes* Referenzsystems zu evaluieren suchen. Im besten Falle scheint die Interaktion Einblicke nicht in bereits vorhandene Bedeutungsgewebe, sondern in das *interaktive Spinnen* eines Referenzsystems zu ermöglichen, eines Referenzsystems jedoch mit begrenzter Reichweite und Dauerhaftigkeit, weil es hochgradig auf ein *Projekt* bezogen ist, das wiederum in andere Projekte eingebunden ist. In einem grundlegenden Sinne liegt die Bedeutung der Interaktionen in der Zukunft und nicht in der Gegenwart eines historisch gewordenen kulturellen Systems: Erst weitere Praxen und künftige Ereignisse (ihr Erfolg / Mißerfolg) werden ihren Stellenwert definieren. Und viele dieser Praxen sind zudem – wie noch zu erläutern sein wird – materiell-diskursiv und nicht symbolisch.

Statt einer „dichten Beschreibung“ soll daher im folgenden eine modifizierte Interpretationsstrategie erprobt werden: Ich schlage vor, diese Situation als Form/Ereignis zu analysieren, als *Zeitpunkt*, an dem Strukturen, Bedeutungen, Macht, symbolisches Kapital, Wissen und Praxisformen interaktiv erzeugt, überprüft, in Frage gestellt und neu konfiguriert werden. Interessant ist diese Situation aus dieser Perspektive in zweierlei Hinsicht. Einerseits, weil sie generalisierbare Elemente der *Wissensarbeit* verdeutlichen kann, ihre typische Strukturiertheit; und andererseits, weil an ihrem Beispiel die besondere Logik der Praxis im Rahmen dieser Wissensarbeit charakterisiert werden kann.

Einige Bedingungen dieser Praxis seien hier nochmals genannt: Die Situation ist hochgradig *embedded*, also eingebunden in lokale Politik und Kultur, soziale und ökonomische Bedingungen sowie wissenschaftliche Kompetenz, und gleichzeitig *disembedded*, indem sie dem Genre der desinteressiert-wissenschaftlichen, inter-

---

10 Clifford Geertz: Dichte Beschreibung. Bemerkungen zu einer deutenden Theorie von Kultur. In: ebd., S. 7–43.

11 Pierre Bourdieu: Narzistische Reflexivität und wissenschaftliche Reflexivität. In: Eberhard Berg/Martin Fuchs (Hg.): Kultur, soziale Praxis, Text. Die Krise der ethnographischen Repräsentation, Frankfurt/M. 1993, S. 365–374.

disziplinären Konversation zum Zweck des Wissenstransfers und des Aufbaues generalisierbarer wissenschaftlicher Kompetenz gehorcht.<sup>12</sup> Neben einem grundsätzlichen Interesse an wissenschaftlichem Austausch stand für das Forschungsinstitut bei unserer Kooperation die – allerdings nie offen diskutierte – Absicht im Vordergrund, der internen Forderung nach einer sozialwissenschaftlichen Begleitforschung zuvorzukommen und gleichzeitig europäische Kontakte zu intensivieren, um EU Fördermittel akquirieren zu können. Die Situation ist *kritisch*, weil in ihr mit unvorhersehbarem Ausgang Machtpositionen verhandelt werden zwischen Natur- und Sozialwissenschaft, zwischen Gastgeber und Gast sowie zwischen einem europäischen und einem gleichzeitig post- wie präkolonialen Experten. Diese Aushandlung von Machtpositionen ist zudem dadurch kompliziert, da sowohl dem Forschungsgruppenleiter wie mir nur zum Teil bekannt war, welche lokalen wie transnationalen Netzwerke vom Gegenüber potentiell mobilisiert werden können, um die eigenen „knowledge claims“ zu stützen.

Die Situation ist jedoch auch *offen*, da vorab nicht entschieden ist, wie die Beteiligten die ihnen zur Verfügung stehenden Ressourcen künftig investieren werden – in Kampf, weitere Kooperation oder Indifferenz? So war mir unklar, ob Dr. Deltas von dem Angebot an mich wußte, meinen kritischen Artikel in einem zypriotischen Wissenschaftsjournal zu veröffentlichen; ebenso unklar war mir, ob ich dieses Angebot annehmen sollte und zwar nicht nur, weil ich weiter an einer Kooperation interessiert war, sondern weil die (wissenschafts-)politischen Effekte un kalkulierbar waren. Die geschilderte Situation ist zudem *historisch und strukturell geprägt* durch vorangegangene Interaktionen der Akteure untereinander aber auch mit weiteren Akteuren im Gesundheitssystem, in Politik und Presse, durch institutionelle Arrangements und die Geschichte der Organisationen, deren Mitglieder die Akteure sind. Darüber hinaus ist die Interaktion geprägt von unterschiedlichen Dispositionen, epistemischen Kulturen, differenten Graden von Eitelkeit und den Regeln der freundlichen wie unfreundlichen Reziprozität.

### *Probleme einer Analyse der wissenschaftlichen Arbeitskultur*

Bisher wurde implizit vorausgesetzt, daß es eine „Arbeitskultur“ in den Wissenschaften gibt, die sich zudem von anderen Arbeitskulturen differenzieren läßt, und es auf der Basis einer Feldforschung aus einer kulturanthropologischen Perspektive möglich ist, diese Unterscheidung zu treffen. Diese Behauptung mag im „heimischen“ Diskurs tautologisch erscheinen (als menschliche Tätigkeit könnte Wissenschaft qua Definition schon immer als „kulturell“ gelten), jenseits des disziplinären Geltungsbereiches dieser theoretischen Vorannahmen weist sie durchaus skandalöse Züge auf und ist hochgradig legitimationsbedürftig: Denn die mo-

---

12 Vgl. zum Konzept der „embeddedness“ sozialer Praxen und des für die Moderne charakteristischen „disembedding“ sozialer Beziehungen und Expertise *Anthony Giddens: The Consequences of Modernity*, Stanford 1990.

derne Naturwissenschaft versteht sich selbst als „culture of no culture“<sup>13</sup>, als geprägt durch objektivierende Praxen, einen reflexiven Rationalitätsstil und größtmögliche Explizitheit wie Transparenz des produzierten Wissens. Der Biologe Edward O. Wilson schreibt, es gebe in naturwissenschaftlichen Labors „kaum eine wissenschaftliche Kultur, zumindest nicht im strikt anthropologischen Sinne. Es gibt keine Rituale, die der Rede wert wären. Ikonen treten höchstens vereinzelt auf.“<sup>14</sup> Der ideale Wissenschaftler denke wie ein Künstler, arbeite wie ein Buchhalter und schreibe wie ein Journalist. Für Ernst Mayr, einen weiteren führenden Biologen, ist Wissenschaft durch einen „pragmatischen und vernünftigen Realismus“ charakterisiert, der gegenüber sozialen und kulturellen Einflüssen (er nennt Macht und Religion) weitgehend immunisiert sei: Wirkliche Entdeckungen ergäben sich aus der Eigendynamik des wissenschaftlichen Fortschrittes.<sup>15</sup>

Wichtig an solchen naturwissenschaftlichen Selbstbeschreibungen ist weniger der Hinweis, daß damit die Autonomie und Objektivität wissenschaftlicher Arbeit gegenüber dem lange gehegten sozialwissenschaftlichen Verdacht behauptet werden soll, wissenschaftsexterne Faktoren – politische, soziale, ökonomische oder ideologische – beeinflussten, was jeweils als wissenschaftlich wahr gelte.<sup>16</sup> Für den hier diskutierten Zusammenhang ist vielmehr entscheidend, daß in den Auseinandersetzungen zwischen sozialwissenschaftlichen wie naturwissenschaftlichen Positionen eine erkenntnisleitende – und wissenschaftspolitisch hochbrisante – Unterscheidung stabilisiert wurde: Sowohl die frühe Wissenschaftssoziologie oder -philosophie wie auch die naturwissenschaftliche Selbstdarstellung verortet kulturelle Domänen allein in der Umwelt der Wissenschaft und räumt sozialen Faktoren lediglich eine Funktion in Institutionalisierungs- und Differenzierungsprozessen ein, während der Kernbereich der Wissenschaft durch strikt rationale Handlungs-

---

13 *Sharon Traweek*: *Beamtimes and Lifetimes. The World of High Energy Physicists*, Cambridge 1988, S. 162.

14 *Wilson* (wie Anm. 1), S. 78.

15 *Ernst Mayr*: *Das ist Biologie. Die Wissenschaft des Lebens*, Heidelberg 1998, S. 84–89.

16 Vgl. etwa zu dieser Position erstmals aus marxistischer Sicht *Boris Hessen*: *Science at the Cross-Roads*, London 1932. Der Begründer der US-amerikanischen Wissenschaftssoziologie, *Robert K. Merton*, kritisierte diese Interpretation als vulgären Materialismus; Gesellschaft und Wissenschaft seien als interdependente, jedoch durchaus teilautonome Systeme zu konzipieren (vgl. das 1970 geschriebene Vorwort der Wiederauflage seines 1938 erstmals publizierten Buches *Science, Technology and Society in Seventeenth-Century England*, New York 1970, S. vii–xxix). Damit formulierte er eine lange Zeit herrschende Unterscheidung der Soziologie in interne und externe Steuerungsfaktoren der Wissenschaft, die erst in den 80er Jahren einer Revision unterzogen wurde. Die Kontroverse ist damit jedoch nicht befriedet, im Gegenteil: im Rahmen der vor allem in den USA ausgetragenen „science wars“ verschärft sie sich gegenwärtig (vgl. hierzu das Pamphlet gegen den „epistemischen Relativismus“ der Sozialwissenschaften und die Verteidigung wissenschaftlicher Objektivitätsansprüche durch *Alan Sokal/Jean Bricmont*: *Eleganter Unsinn. Wie die Denker der Postmoderne die Wissenschaften mißbrauchen*, München 1998).



und Denkweisen charakterisiert sei.<sup>17</sup> Für eine kulturanthropologische Interpretation des wissenschaftlichen Handelns bleibt damit kein legitimer Argumentationsraum, solange an der doppelten, sich gegenseitig stützenden Dichotomisierung von externen versus internen Faktoren sowie sozialen versus rationalen Aktivitätsmodi festgehalten wird.

Erschwerend kommt hinzu, daß theoretische Vorannahmen und methodische Probleme in der internationalen Kulturanthropologie sowie in der Volkskunde lange Zeit verhinderten, daß dieser Argumentationsraum in Anspruch genommen wurde. Die Gründe hierfür sind komplex und erforderten eine differenziertere Analyse, als hier vorgenommen werden kann; trotzdem sollen thesenhaft verkürzt einige Aspekte angesprochen werden, die für den weiteren Argumentationsgang zentral sind. Mit ihnen soll zugleich auf theoretische und methodische Revisionsnotwendigkeiten hingewiesen werden, die als Bedingung der Möglichkeit einer Analyse des „anthropological contemporary“<sup>18</sup> gelten dürfen. Mit diesem Begriff wird zur Debatte gestellt, ob – und wenn inwieweit – das volkscundliche, europäisch-ethnologische sowie kulturanthropologische Projekt modifiziert werden muß. Wie – so die US-amerikanische Kulturanthropologin Sherry B. Ortner – sei es mit den traditionellen Methoden der langfristigen ‘Immersion’ durch Feldforschung und teilnehmende Beobachtung möglich „[to study] very complex social formations – nations, transnational networks, discontinuous discourses, global »flows«, increasingly hybridized identities, and so forth. (...) What kinds of relationship(s) can/may/should obtain between the resolute localness and face-to-faceness of ethnographic work and the vastness, complexity, and especially non- or a-localness of such formations?“<sup>19</sup> Obwohl die wissenschaftspolitischen Debatten in der Volkskunde gegenwärtig erst versteckt und indirekt etwa in Rezensionsteilen von Fachzeitschriften geführt werden, ist eine mögliche, jedoch hoch problematische Antwort in Konturen bereits sichtbar: Die „Blinden Flecke“ können kultiviert und zunehmend alltagsrelevantere Phänomenbereiche wie Migration, Hybridisierung oder computermedierte Beziehungs- und Kommunikationsmuster an Nachbarwissenschaften delegiert werden – ein „exclusionary approach“<sup>20</sup>, der versucht, sich auf „eigene Stärken“ zu besinnen, jedoch in der empirischen Wirklichkeit mit schwindenden Exerzierfeldern konfrontiert ist. Eine wohl geeignetere Antwort besteht etwa darin, auf empirische Veränderungen auch mit theoretisch-

---

17 Vgl. zu dieser Kritik Wolfgang Krohn/Günter Küppers: Die Selbstorganisation der Wissenschaft, Frankfurt/M. 1989.

18 Paul Rabinow: French DNA. Trouble in Purgatory, Chicago 1999, insbes. S. 167–182.

19 Sherry B. Ortner: Introduction. In: Ortner (ed.) (wie Anm. 8), S. 1–13, S. 7f. Ortner zufolge machen es diese empirischen Transformationen notwendig, das Konzept der „«culture» in the traditional anthropological and upgraded Geertzian sense“ einer Runderneuerung zu unterziehen, da es in der Gegenwart schlicht an Relevanz verlor.

20 Zur Kritik dieses Ansatzes siehe Barbara Kirshenblatt-Gimblett: Bones of Contention, Bodies of Knowledge: Folklore’s Crisis. Presidential Address, Annual Meeting of the American Folklore Society 1992, MS.

methodischen Innovationen zu reagieren, um die umfassend verstandene Alltagskompetenz des Faches zu behaupten – in *beiderlei* Wortsinn.

Disziplinäre Beißreflexe sind bei einem Thema wie dem hier vorgestellten, der Arbeitskultur in einer Naturwissenschaft, besonders zu erwarten. Denn weder gehört der Gegenstandsbereich zum kanonisierten „Eigenen“ der Volkskunde, noch ist die „Alltagsrelevanz“ des Themas evident, noch können theoretische und methodische Vorannahmen unverändert übernommen werden, um eine analytisch erfolversprechende Perspektive entwickeln zu können. Der erste Problemkomplex ergibt sich daraus, daß nicht nur Wissenschaft kein Thema der Volkskunde ist,<sup>21</sup> sondern auch Arbeit unter arbeitsteiligen, insbesondere industrialisierten Bedingungen aus ihrem Beobachtungsbereich weitgehend ausgeschlossen war. Diese Behauptung erfordert wegen der bedeutenden Forschungstradition des Faches im Bereich der Arbeiterkulturforschung ebenso wie im Bereich der neueren Organisationsforschung eine genauere Begründung.

Rückblickend – so Wolfgang Kaschuba 1989 anlässlich der als Überprüfung des Forschungsstandes in der Volkskunde sowie in Nachbarwissenschaften konzipierten Tagung der Fachkommission „Arbeiterkultur“ – mute „es fast wie eine Ironie an, daß mit »Arbeiterkultur« zwar die Praxis einer gerade als Produzenten charakterisierten Klasse beschrieben sein sollte, daß diese dann jedoch kaum im Sinne ihrer materiellen Arbeitstätigkeit und in ihrer gesellschaftlichen Reproduktionsleistung gezeichnet wurde, sondern überwiegend im engen Focus der politischen Kultur der «Bewegung».“<sup>22</sup> Dafür, daß zwar die von der konkreten Arbeitserfahrung geprägte Freizeit(bewegungs)kultur und die durch die Stellung im Produktionsprozeß formierte Klassenidentität,<sup>23</sup> jedoch die industrialisierte Arbeit kaum einmal in den Focus volkskundlicher oder kulturgeschichtlicher Arbeiten gestellt wurde, müssen neben methodischen Schwierigkeiten<sup>24</sup> auch empirische Gründe und theoretische Vorannahmen als Erklärung herangezogen werden. Denn wäh-

---

21 Dies erweist sich etwa selbst darin, daß die Entwicklung der Volkskunde bis auf wenige Ausnahmen mit Hilfe eines entliehenen wissenschaftsgeschichtlichen Instrumentariums, nicht jedoch durch Anwendung des eigenen kultur- und sozialanalytischen Instrumentariums analysiert wurde; vgl. zur Differenz wissenschaftsgeschichtlicher und -theoretischer Ansätze die Verweise in *Stefan Beck: Umgang mit Technik. Kulturelle Praxen und kulturwissenschaftliche Forschungskonzepte*, Berlin 1997, S. 24–30.

22 *Wolfgang Kaschuba: Arbeiterkultur heute: Ende oder Transformation?* In: *Wolfgang Kaschuba/Gottfried Korff/Bernd Jürgen Warneken* (Hg.): *Arbeiterkultur seit 1945 – Ende oder Veränderung?*, Tübingen 1991, S. 31–53, S. 42.

23 Die Arbeiterbewegungskultur und die von ihr ermöglichte Sicht der bürgerlichen Gesellschaft wird so etwa als „organisierende Verhaltensregulation“ (*Horst Groschopp: Überlegungen zur Kontinuität der deutschen Arbeiterbewegungskultur in der DDR.* In: ebd., S. 123–140, S. 136) konzipiert.

24 Insbesondere der historischen Forschung stellte sich das Problem, daß Arbeiter „ihre individuelle Erinnerung an die Erfahrung im Produktionsbereich in der Regel nicht [dokumentieren].“ (*Martin Scharfe: Geschichtlichkeit.* In: *Hermann Bausinger/Utz Jeggle/Gottfried Korff/Martin Scharfe: Grundzüge der Volkskunde*, Darmstadt 1978, S. 170).

rend in Untersuchungen bäuerlicher oder handwerklicher Arbeit durchaus Fragen nach Arbeitstechnik, -praxis und -erfahrung gestellt wurden, erscheinen diese Dimensionen in bezug auf maschinelle und industrialisierte Arbeitszusammenhänge offenbar als immer weniger relevant.<sup>25</sup> Verständlich wird dies vor dem Hintergrund des in der Arbeiterkulturforchung dominanten Kulturkonzeptes: Kultur wurde vor allem als *Gegenkultur*<sup>26</sup> verstanden und bezeichnete die gegen die betriebliche Herrschaft gerichteten, *eigentätigen, nicht-entfremdeten und selbstbewußten Tätigkeiten* und wird damit in Gegensatz zu entfremdeten Arbeitstätigkeiten gestellt.

In bezug auf Industriearbeit schien diese Sichtweise empirisch und theoretisch ausreichend begründet: Im industriellen Arbeitsprozeß hörten Arbeiter unter kapitalistischen Bedingungen auf, „sich selbst zu gehören. Mit dem Eintritt in denselben sind sie dem Kapital einverleibt.“<sup>27</sup> Der Industriearbeiter werde kontrolliert, während der bäuerliche oder handwerkliche Arbeitsprozeß dadurch charakterisiert sei, daß alle Arbeitsfunktionen vom Arbeitenden integriert werden und er sich selbst kontrolliere.<sup>28</sup> Es ist mithin ein spezifisches *Verhältnis von Hand und Kopf*, das die Reichweite kultureller Interpretationsmöglichkeiten beschränkt: „Es muß deshalb unterschieden werden, ob das bezweckte Ende eines Arbeitsprozesses ideell im Kopfe dessen vorliegt, der die Arbeit ausführt, oder in den Köpfen mehrerer, die die Arbeit gemeinsam verrichten, oder aber in einem fremden Kopf, der den Arbeitern bloße Splitterteile des Prozesses zuweist, die überhaupt kein bezwecktes Ende bedeuten, weil sie den Ausführenden von anderen gesetzt sind.“<sup>29</sup> Entsprechend wurden in der – nicht nur – volkskundlichen Arbeiterkulturforchung vor allem jene Aspekte industrieller Arbeit *als kulturelle* untersucht, in denen „die einzelnen – selbst unter entfremdeten Arbeitsbedingungen – ihrem Arbeitshandeln einen Sinn abtrotzen, einen Genuß abgewinnen. Das bezieht sich auf körperliche Bewegungen und ihren Überschuß, auf Haltungen und Verhaltens-

---

25 Auch in den wenigen Ausnahmen wird Arbeitskultur in Gegensatz zu einer sich immer stärker durchsetzenden maschinellen Rationalität verstanden; vgl. etwa *Rudolf Braun*: Sozialer und kultureller Wandel in einem ländlichen Industriegebiet (Zürcher Oberland) unter Einwirkung des Maschinen- und Fabrikwesens im 19. und 20. Jahrhundert, Erlenbach-Zürich 1965; *Ulrich Bentzien*: Das Eindringen der Technik in die Lebenswelt der mecklenburgischen Landbevölkerung. Eine volkskundliche Untersuchung, MS, Berlin 1961.

26 Vgl. zu einer selbstkritischen Analyse der Kulturkonzepte in der volkskundlichen Arbeiterkulturforchung und des daraus entwickelten Belegschaftskulturansatzes *Götz Bachmann*: Der Belegschaftskulturansatz und die Linksvolkskunde: Ein Blick zurück nach vorn. In: *Irene Götz/Andreas Wittel* (Hg.): Arbeitskulturen im Umbruch. Zur Ethnographie von Arbeit und Organisation, München 2000 (im Druck).

27 MEW, Bd. 23, S. 352.

28 MEW, Bd. 23, S. 531.

29 *Alfred Sobn-Reibel*: Geistige und körperliche Arbeit. Zur Theorie der gesellschaftlichen Synthesis, 2., revidierte Auflage, Frankfurt/M. 1972, S. 125f.

weisen, auf Formen des Miteinander, der Einrichtung am Arbeitsplatz u.a.m.“<sup>30</sup> Wurde die ältere volkskundliche Erforschung bäuerlicher oder handwerklicher Arbeit durch Authentizitäts-Konzepte motiviert, so die Arbeiterkulturforschung durch Autonomie-Verständnisse.<sup>31</sup> Mit dem Ergebnis, daß um so mehr Nicht-Arbeit zum Forschungsgegenstand wurde, je rationaler, maschineller und wissenschaftlicher der Arbeitsprozeß organisiert erschien.<sup>32</sup>

Auf den ersten Blick mag es erstaunlich erscheinen, daß diese Konzentration auf informelle, nicht-instrumentelle, identitätsformierende und widerständige Praxisformen in der volkskundlichen – wie auch ethnologischen – Erforschung von Organisationen und Dienstleistungsbetrieben fortgeschrieben wird,<sup>33</sup> Arbeitskontexte für die oft ein völlig anderes „Verhältnis von Hand und Kopf“ charakteristisch ist. Mehrere Faktoren legten diese Perspektive jedoch nahe: Die besondere Stärke des Faches lag schließlich im Gegensatz etwa zur Organisationssoziologie auf der „Perspektive von unten“; zudem ließ die in den 80er Jahren beschleunigte Tendenz zur Computerisierung von Büroarbeitsplätzen befürchten, daß analog zur Industriearbeit durch „systemische Rationalisierung“ mit bedeutenden Transformationen auch geistiger Arbeitstätigkeiten gerechnet werden müsse, durch die bisherige Autonomien gerade im informellen Betriebsalltag zerstört werden könnten.<sup>34</sup> Weit aus wichtiger war jedoch, daß in den 80er Jahren gerade jene Elemente der Arbeitskultur, die die internationale, anthropologisch orientierte Organisationskulturforschung<sup>35</sup> als zentral ansah, „the less rational and instrumental, the

---

30 *Frigga Haug*: Arbeitskultur und Geschlechterverhältnisse. In: *Kaschuba et al.* (wie Anm. 22), S. 223–239, S. 224.

31 Befindet sich Kultur im ersten Fall gleichsam im Zentrum des Arbeitens, so im zweiten Fall nur noch an ihren „Rändern“. Zu fragen wäre jedoch, welche Kosten dieser emanzipatorische Kulturbegriff der Arbeiterkulturforschung hat, ob nicht etwa durchaus vorhandene Arbeitskompetenzen übersehen oder Fertigkeiten gelehrt werden und ob damit nicht zum Teil dem Phänomen des „transponierten Bewußtseins“ aufgefressen wird, der spezifischen Verkehrung, die sämtliche subjektiven Produktivkräfte der Arbeit als solche des Kapitals erscheinen läßt (vgl. MEW, Bd. 25, S. 55).

32 Arbeit wird hier gleichsam aus der Perspektive der Maschine, nicht unter der Perspektive der damit Handelnden betrachtet; vgl. hierzu *M. Norton Wise*: *Mediating Machines*. *Science in Context*, Vo. 23, No. 1, 1988, S. 77–113.

33 Vgl. etwa *Burkhardt Lauterbach*: „Der Zusammenhalt ist nicht mehr da.“ Kulturelle Aspekte der Büroarbeit heute. In: *Kaschuba u. a.* (wie Anm. 22), S. 241–257; der Text beschränkt sich auf die Darstellung empirischer Ergebnisse anderer Autoren, fokussiert jedoch auf eben diese Praxisformen.

34 Vgl. zu diesem Ansatz die Publikation einer Projektgruppe unter Leitung von *Bernd Jürgen Warneken*: *Lebenswelt in der Arbeitswelt. Informelle Kommunikation im computerisierten Büro*. Düsseldorf 1991.

35 Vgl. als Überblick *Frederick C. Gamst/Sabine Helmers*: Die kulturelle Perspektive und die Arbeit. Ein forschungsgeschichtliches Panorama der nordamerikanischen Industrieethnologie. In: *Zeitschrift für Ethnologie*, Jg. 116, Heft 1, 1991, S. 25–41.

more expressive social tissue around us“<sup>36</sup> – also Symbole, Sprache, Ideologie, Werte, Rituale und Mythen, die alltäglichen Arbeitsroutinen erst ihren Sinn und ihre Bedeutung verliehen –, im Rahmen wirtschaftswissenschaftlicher Konzepte der „Corporate Culture“ instrumentalisiert werden sollten.<sup>37</sup> Diese Adellung der „Kultur“ zum betrieblichen Herrschaftsinstrument schien die volkskundliche Analyse von Symbolen und Identitäten zwar einerseits zu bestätigen,<sup>38</sup> andererseits wurden dadurch kritische Studien provoziert, in denen die Grenzen der Indienstnahme der Kultur<sup>39</sup> ausgelotet und etwa der „Corporate Culture“ von „oben“ die Betriebskultur von „unten“ gegenübergestellt wurde.<sup>40</sup> Bereits diese summarische Darstellung macht deutlich, daß die konkrete Arbeit auch in diesen Studien nicht im Zentrum des Interesses stand.

Bezeichnenderweise ist es der „Import“ kulturanthropologischer Frageperspektiven, die diese dominante Engführung der Themenfindung auf informelles und nicht-instrumentelles Handeln fragwürdig erscheinen läßt.<sup>41</sup> War es für die Arbeiterkulturforschung unter anderem die Frage nach der körperlichen Hexis der

---

36 So in einem sehr einflußreichen Aufsatz *Andrew M. Pettigrew*: On Studying Organizational Cultures. In: *Administrative Science Quarterly*, Vol. 24, No. 4, 1979, S. 570–581, S. 574.

37 Vgl. hierzu den kritischen Überblick über Ansätze und Konzepte zur Verbesserung der „Corporate Culture“ *Erna Szabo*: Organisationskultur und Ethnographie. Fallstudie in einem österreichischen Krankenhaus, Wiesbaden 1998, insbes. S. 9–14.

38 Vgl. die Auflistung kultureller „Aspekte der Unternehmenskultur“ im Forschungsüberblick bei *Irene Götz/Alois Moosmüller*: Zur ethnologischen Erforschung von Unternehmenskulturen. Industriebetriebe als Forschungsfeld der Völker- und Volkskunde. In: *Schweizerisches Archiv für Volkskunde*, 88. Jg., Heft 1–2, 1992, S. 1–30.

39 Vgl. zur Kritik der „Corporate Culture“-Ansätze aus der Perspektive der ethnologischen Körperschaftstheorie den Beitrag von *Thomas Hauschild*: Unternehmenskultur und „Corporate Identity“ – Diskussionsbeitrag eines Ethnologen. In: *Uta Brandes/Richard Bachinger/Michael Erlhoff* (Hg.): Unternehmenskultur und Stammeskultur. Metaphysische Aspekte des Kalküls, Darmstadt 1988, S. 47–53.

40 Vgl. etwa *Andreas Wittel*: Belegschaftskultur im Schatten der Firmenideologie. Eine ethnographische Fallstudie, Berlin 1997; *Irene Götz*: Unternehmenskultur. Die Arbeitswelt einer Großbäckerei aus kulturwissenschaftlicher Sicht, Münster 1997. Der sich in diesen und anderen aktuellen volkskundlichen Untersuchungen abzeichnende Perspektivenwechsel von der Arbeiterkultur- und Arbeitskulturforschung wurde inzwischen auch durch Umbenennung der entsprechenden Kommission der DGV institutionalisiert (vgl. *Irene Götz*: Kommission Arbeitskulturen. In: *dgv Informationen. Mitteilungen der deutschen Gesellschaft für Volkskunde* 108/3, 1999, S. 10). In diesen Studien wird ebensowenig angestrebt, die Volkskunde zur „besseren Betriebswirtschaft“ zu entwickeln, wie die „humanistischen Ideale“ der Disziplin aufgegeben werden. Vgl. zu dieser überraschenden Kritik *Rolf Lindner*: Der zweite Abschied vom Volksleben. In: *Volkskultur und Moderne. Europäische Ethnologie zur Jahrtausendwende. Festschrift für Konrad Köstlin* (hg. vom Institut für Europäische Ethnologie der Universität Wien). Wien 2000, S. 149–155.

41 Vgl. etwa die amerikanischen „workplace studies“, in denen aus einer anthropologischen Perspektive die etwa von Habermas etablierte These einer durch technologische Rationalisierung vergrößerten Kluft zwischen zweckrationalen Arbeitshandlungen und sozialen Interaktionen empirisch relativiert wird. Kommunikative Rationalität wird als zentrales Element technisierter Arbeit gefaßt. Vgl. hierzu den Forschungsüberblick von *Hubert Knoblauch*: Arbeit als

Arbeiter, die darauf aufmerksam gemacht hatte, daß unter dem Stichwort „Arbeits-erfahrung“ vor allem soziale, ökonomische und politische Aspekte, nicht jedoch die konkreten, habitusbildenden Praxen im Produktionsprozeß thematisiert worden waren,<sup>42</sup> so wird – zumindest nach der hier vorgetragenen These – die Frage nach sozial ungleich verteilten Wissens- und Praxisformen in der Organisationsforschung diese Funktion übernehmen. Einerseits sind hierfür die durch die Diagnose einer sich bildenden Wissensgesellschaft<sup>43</sup> ausgelösten Fragen nach ungleicher Partizipation und einer reflexiven Verwissenschaftlichung des Alltags verantwortlich.<sup>44</sup> Andererseits, wie bereits im Fall der „Corporate Culture“, die gegenwärtig in der Management-Lehre vertretene Auffassung, daß Wissen zu einer „strategischen Ressource“ von Unternehmen werde – eine Auffassung, die auch in diesem Fall betriebliche Umstrukturierungsmaßnahmen zur Folge hat.<sup>45</sup> Konzepte wie etwa das der „intelligenten Organisation“ sind darauf gerichtet, Wissen nicht nur innerbetrieblich zu nutzen, sondern auch zu generieren und unabhängig von seinen Produzenten verfügbar zu machen;<sup>46</sup> als spezielles Problem ist hierbei erkannt, daß damit implizites sowie ungewußtes Wissen expliziert und formalisiert werden muß.<sup>47</sup>

Aber nicht nur mit dieser Thematisierung von expliziten und impliziten Wissensformen sind originär kulturanthropologische Fragestellungen angesprochen; auch im Produktionsbereich finden *Rekonfigurationen von Hand und Kopf* statt, die sich erst aus einer kulturtheoretischen Perspektive angemessen analysieren lassen: Andreas Wittel etwa untersuchte in einer ethnographischen Betriebsstudie die

---

Interaktion. Informationsgesellschaft, Post-Fordismus und Kommunikationsarbeit. In: Soziale Welt 47/3, 1996, S. 344–362.

- 42 Hiermit wird *inkorporierte Kultur* zum Thema und zugleich deutlich, daß der emanzipatorische (Gegen-)Kulturbegriff Gefahr lief, an einer „idealistischen Verkürzung“ zu leiden, indem Kultur an die „Freiheit des Kopfes“ geknüpft wurde. Demgegenüber verfolgt der kulturanthropologische Kulturbegriff etwa bei Bourdieu das Ziel, „autonome“ wie „abhängige „Praxisformen als kulturell zu interpretieren. Vgl. hierzu die Beiträge von *Kaschuba* und *Tenfelde* in *Kaschuba u. a.* (wie Anm. 22), insbesondere aber die Dokumentation der Diskussion, S. 54f., in der Tenfelde aus einer sozial- und strukturgeschichtlichen Perspektive die These eines proletarischen Körperhabitus' bestreitet; hier öffnet sich gleichsam die Schere zwischen einer zunehmend kulturanthropologisch argumentierenden Europäischen Ethnologie und der an einem idealistischen Kulturbegriff festhaltenden Geschichtswissenschaft.
- 43 Erstmal vertreten durch *Daniel Bell* (*The Coming of Post-Industrial Society. A Venture in Social Forecasting*, New York 1973) und *Amitai Etzioni* (*The Active Society*, New York 1971).
- 44 Vgl. u. a. *Giddens* (wie Anm. 12) und *Nico Stehr/Richard V. Ericson* (eds.): *The Culture and Power of Knowledge. Inquiries into Contemporary Societies*, Berlin 1992.
- 45 Vgl. als Überblick über diese Diskussionen und zur Entwicklung einer organisationssoziologischen Perspektive *Helmut Willke*: *Organisierte Wissensarbeit*. In: *Zeitschrift für Soziologie*, Jg. 27, Heft 3, 1998, S. 161–177.
- 46 Vgl. *Michael Gibbons/Camille Limoges/Helga Nowotny/Simon Schwartzman/Peter Scott/Martin Trow*: *The New Production of Knowledge. The Dynamics of Science and Research in Contemporary Societies*, London, Thousand Oaks, New Delhi 1994.
- 47 *Ikujiro Nonaka*: *A dynamic theory of organizational knowledge creation*. In: *Organization Science*, Vol. 5/1, 1994, S. 14–37.

mit der Einführung von Gruppenarbeit und der Rückverlagerung von Arbeitskompetenzen in den Produktionsbereich für die Arbeitenden verknüpften Zumutungen, die dem einsozialisierten proletarischen Arbeitshabitus zuwiderlaufen. So wird nicht nur die zur Absprache von Aufgaben notwendige Kommunikationsarbeit von Industriearbeitern gering geschätzt („Arbeit bedeutet Körperlichkeit“), sondern auch der im Rahmen von Requalifizierungsmaßnahmen vermittelte Zwang zu Wissen wird vor allem als Zumutung erfahren („Arbeit bedeutet Routine“).<sup>48</sup>

*Wissensarbeit* – verstanden als *Wissensproduktion*, wie im Fall der „intelligenten Organisation“, oder als *Wissenstransfer*, wie im Fall der „Requalifizierung von Produktionsarbeit“ – nimmt jedoch nicht nur im Bereich der Ökonomie einen zunehmend zentraleren Stellenwert ein, sondern wird – als *Wissensaneignung* – zu einem Charakteristikum des Alltagslebens unter den Bedingungen der „reflexiven Modernisierung“. Die Grundthese lautet hier, daß ein immer größer werdender Anteil des Lebens in der Moderne durch wissenschaftlich-technologische Innovationen beeinflusst wird und eine zunehmende Abhängigkeit von Expertenwissen im Alltag zu verzeichnen sei.<sup>49</sup> Ähnlich wie in dem oben angesprochenen Fall der Requalifizierung von Arbeit trifft dieses Expertenwissen, das zudem oft wissenschaftliches Wissen ist, auf einen überwiegend auf subjektiven Erfahrungen beruhenden lebensweltlichen Wissensvorrat, der die Wahrnehmung der Alltagswelt in spezifischer Weise ordnet und deren Routinisierung sowie Normalisierung ermöglicht.<sup>50</sup> Die mit diesem Wissenstransfer verbundene Entroutinisierung und Entnormalisierung stellt jedoch keineswegs eine neues Phänomen dar, im Gegenteil: Alltagswissen unter modernen, technologischen Bedingungen ist notwendig lückenhaft, unvollständig sowie ungenau und bedarf routinemäßig der Revision – auch durch Rückgriff auf Expertenwissen. Neu ist hingegen die Qualität sowohl des Typus’ dieses Wissens – es ist oft probabilistisch – als auch die Bedeutung der von ihm tangierten lebensweltlichen Bereiche – sie sind oft existentiell. Ein Beispiel hierfür sind etwa die zunehmend „normalisierten“ Pränataldiagnosen, in denen die Betroffenen mit Risikokalkulationen konfrontiert werden und auf dieser Grundlage eine Entscheidung über die Zukunft der Schwangerschaft treffen müssen.<sup>51</sup>

---

48 *Andreas Wittel*: Gruppenarbeit und Arbeitshabitus. In: Zeitschrift für Soziologie, 27. Jg., Heft 3, 1998, S. 178–192; S. 185 und 187.

49 Vgl. etwa *Gernot Böhme*: Wissenschaftliches Wissen und lebensweltliches Wissen am Beispiel der Verwissenschaftlichung der Geburtshilfe. In: *Nico Stehr/Volker Meja* (Hg.): Wissenssoziologie (Sonderband der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie), Opladen 1981, S. 445–463; *Zygmunt Bauman*: Life-world and Expertise: Social Production of Dependency. In: Stehr/Ericson (eds.) (wie Anm. 44), S. 81–106.

50 Vgl. *Peter L. Berger/Thomas Luckmann*: Die gesellschaftliche Konstruktion von Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie, Frankfurt/M. 1980, insbes. S. 21–48; *Alfred Schütz/Thomas Luckmann*: Strukturen der Lebenswelt, Bd. 1, Frankfurt/M. 1979, insbes. S. 133–227.

51 So werden inzwischen nicht nur Ultraschalluntersuchungen regelmäßig bei Schwangerschaften durchgeführt, sondern z. B. auch über Bluttests mögliche „Komplikationen“ überprüft.

Der Begriff einer „Verwissenschaftlichung“ des Alltags, mit dem diese *lebensweltliche Wissensarbeit* gelegentlich gefaßt wird, ist insofern mißverständlich, da der Alltagsbereich nicht der Wissenschaft „angeähnel“ wird, sondern Wissen im Rahmen von machtdurchsetzten Wissenstransferprozessen von sozial und kulturell sehr unterschiedlich positionierten Akteuren angeeignet und in ihren Sinnhorizont eingepaßt werden muß. Damit nicht genug: oft muß auf dieser Grundlage eine Entscheidung getroffen werden.

*Wissensarbeit*, in dem hier weit verstandenen Sinne, stellt demnach ein Forschungsfeld für die Volkskunde und Europäische Ethnologie dar, das einerseits an vorhandene Kompetenzen anzuknüpfen vermag, indem Transformationen von alltäglichen Wissensbeständen und -praxen beobachtbar werden, und mit dem andererseits eine kulturanthropologische Perspektive auf aktuelle Entwicklungen in verschiedenen Sektoren industrieller Arbeit entwickelt werden kann. Die empirische Untersuchung des sozialwissenschaftlich konstatierten „neuen Modus“ der Wissensproduktion<sup>52</sup> und die damit verbundenen Zumutungen für die Beschäftigten wären hierbei ebenso zu untersuchen wie Belastungen durch eine „Requalifizierung“ von Arbeit, die etwa mit bestehenden Habitusformen kollidieren können. Aber auch außerhalb des eigentlichen Produktionsbereiches sind alltägliche Probleme zu bewältigen, die oben unter dem Stichwort der „Verwissenschaftlichung des Alltags“ angesprochen wurden.

In dreifacher Hinsicht erweist sich eine Analyse der Arbeitskultur in den Wissenschaften dabei als nützlich: *Erstens* kann aus einer kulturtheoretisch informierten Perspektive untersucht werden, wie neues Wissen produziert, repräsentiert, „gespeichert“ und transferiert wird. Erst auf der Grundlage empirischer Studien läßt sich die Frage beantworten, ob Wissensarbeit in der institutionalisierten Form, wie sie vor allem in den Naturwissenschaften betrieben wird, vom „Denkstil“ des Alltags qualitativ und nicht nur graduell unterschieden ist, oder ob er gleichsam die „Reinform“ einer Praxis ist, die sich auch in weltlicheren Formen der Wissensproduktion aufspüren läßt.<sup>53</sup> *Zweitens* lassen sich vor dem Hintergrund empirischer Untersuchungen der Wissensarbeit in den Naturwissenschaften „grenzüberschreitende“ Fragen etwa nach der Popularisierung wissenschaftlichen Wissens präziser stellen, als dies mit dem in den Kultur- und Sozialwissenschaften oft und in den Cultural Studies fast durchgängig üblichen Analysen von „populären Diskursen“

---

Jede Schwangerschaft wird hierdurch zur „Risikoschwangerschaft“ und Körpererfahrung technisch mediiert; vgl. hierzu *Carole H. Browner/Nancy Ann Press: The Normalization of Prenatal Diagnostic Screening*. In: *Faye D. Ginsburg/Rayna Rapp* (eds.): *Conceiving the New World Order. The Global Politics of Reproduction*, Berkeley 1995, S. 307–322; *Barbara Duden: Der Frauenleib als öffentlicher Ort. Vom Mißbrauch des Begriffs Leben*, München 1994.

52 *Gibbons u. a.* (wie Anm. 46).

53 Auf dieser Grundlage ließe sich etwa der wissenschaftliche Anspruch eines privilegierten Zuganges zur Realität analysieren und die Umwandlung epistemischen in kulturelles und soziales Kapital kritisieren.



gelingen kann. Solche Studien laufen stets Gefahr, weder über Wissenschaft, noch über wissenschaftliches Wissen, noch über Rezeptionsprozesse, sondern allein über populäre Genres Aussagen machen zu können. Vor allem lassen sich – *drittens* – Aneignungsprozesse wissenschaftlichen Wissens im Alltag erst dann in der notwendigen Komplexität beurteilen, wenn auch die Rolle wissenschaftlicher Akteure ausreichend berücksichtigt wird.

Einer Disziplin wie der Volkskunde oder Europäischen Ethnologie stünde es jedoch auch deshalb gut an, die Wissensarbeit in den Wissenschaften zum Thema zu machen, weil das Fach in seiner Vergangenheit – wie auch die Ethnologie – an der Etablierung der konzeptionellen Dichotomisierung von Wissenschaft und anderen Wissenssystemen maßgeblich beteiligt war. Unterscheidungen wie rational / magisch, theoretisch / praktisch, wissenschaftlich / religiös etc. wurden etabliert, indem stets nur die eine Seite der Unterscheidung zum Untersuchungsgegenstand wurde; damit wurde jedoch nicht nur die Welt kategorisiert, sondern *zugleich* auch der eigene wissenschaftliche Standort als Maßstab definiert: ein unmarkierter und empirisch nicht erforschter Bereich.<sup>54</sup>

### *Anthropology of Sciences*

Seit Beginn der 80er Jahre entwickelte sich vor allem in den USA und Großbritannien ein hochgradig interdisziplinäres Forschungsfeld, das unter den Bezeichnungen „science studies“ oder „science and technology studies“ firmiert. Mindestens 20 unterschiedliche Disziplinen – von „anthropology“ über „education“, „literature“, „religious studies“, bis hin zu „women’s studies“ – arbeiten hierbei gemeinsam an der Frage, „[how] communities of scientists, engineers, and physicians make knowledge“.<sup>55</sup> International organisiert in der „Society for the Social Studies of Science“ und der „European Association for the Social Study of Science and Technology“ werden sowohl die „cultures of science“ untersucht, als auch zunehmend der Frage nachgegangen, in welchem Maße „science as culture“, als prägender Faktor des Alltags in der Nachmoderne angesehen werden muß. Tatsächlich wurde dieses interdisziplinäre Forschungsfeld stark von kulturanthropologischen und ethnologischen Studien beeinflusst – sowohl indirekt, indem in einer ersten Phase etwa von WissenschaftssoziologInnen Methodologien und Methoden der Ethnowissenschaften aufgegriffen und weiterentwickelt wurden, als auch direkt, indem in einer zweiten Phase, beginnend in den 90er Jahren, Kultur- und SozialanthropologInnen wissenschaftliches Handeln und Wissen in seinen gesellschaftlichen

---

54 Vgl. *Laura Nader*: The Three-Cornered Constellation: Magic, Science, and Religion Revisited. In: *Laura Nader* (ed.): *Naked Science. Anthropological Inquiry into Boundaries, Power, and Knowledge*, New York 1996, S. 259–275.

55 *Sharon Traveek*: Introduction to Cultural and Social Studies of Sciences and Technologies. In: *Culture, Medicine and Psychiatry*, Vol. 17, No. 1, 1993 (Special Issue, ed. *Deborah Heath/Paul Rabinow*), S. 3–25, S. 4.

Wirkungen zum Thema empirischer Studien machten. War die erste Phase vor allem der Erweiterung wissenschaftssoziologischer Fragestellungen hin zu einer Analyse der „culture of science“ gewidmet, so beginnt sich in der zweiten Phase stärker das kultur- und sozialanthropologische Interesse abzuzeichnen, die komplexen Beziehungen zwischen dem wissenschaftlichen und außerwissenschaftlichen Bereich zu analysieren. Schlaglichtartig sollen im folgenden kurz einige exemplarische Studien vorgestellt werden, um dieses Frageprogramm ebenso wie die Vorgehensweise dieser Studien zu charakterisieren.

Eines der einflußreichsten Projekte, Wissenschaft *als Kultur* zu untersuchen, wurde Mitte der 70er Jahre von den Soziologen Bruno Latour und Steve Woolgar als Antwort auf Probleme der etablierten wissenschaftssoziologischen Ansätze entwickelt. Ihr Ziel war es, die übliche konzeptionelle Trennung von „sozialen“ und „technischen“ Aspekten des Wissenschaftshandelns zu überwinden, eine Perspektive, bei der soziale Aspekte lediglich als Quelle von Verzerrungen „reiner Wissenschaft“ konzipiert wurden und soziale Normen wissenschaftlichen Handelns die paradoxe Aufgabe erfüllen, Wissenschaft von sozialen Einflüssen freizuhalten. Latour und Woolgar hingegen vertraten die Auffassung, daß soziale, technische und kognitive Normen gleichrangig als *konstitutive Faktoren* wissenschaftlichen Handelns und kognitiver Prozesse anzusehen seien. Die zentrale methodologische Vorannahme lautete, „that many aspects of science (...) depend on the routinely occurring minutiae of scientific activity.“<sup>56</sup> Diese Annahme, daß die Basis wissenschaftlicher Kreativität gerade in den oft langweiligen und unspektakulären Routineaktivitäten zu suchen sei, wurde von Latour mit Hilfe einer langfristigen teilnehmenden Beobachtung der kommunikativen sowie materiellen Praxen in einem biologischen Labor verfolgt. Diese Arbeit kann zusammen mit der zeitgleich, jedoch unabhängig durchgeführten Forschung der deutschen Wissenschaftssoziologin Karin Knorr-Cetina als Grundlegung der sogenannten „Laborstudien“ gelten: Ebenfalls auf der Grundlage teilnehmender Beobachtung in biologischen Laboratorien verfolgte Knorr-Cetina das Ziel, Kreativität und Innovation als „Produkt sozialer Interaktion-im-Kontext“ zu analysieren.<sup>57</sup> Statt den Ergebnissen von Kognitionen nachzugehen, so Knorr-Cetina, sollten Praxen, statt individuellem Verhalten sollten Interaktionen analysiert werden.

Wissenschaft erscheint in beiden Studien als charakterisiert durch *praktisches Rasonieren*, das von Alltagsrationalität kaum unterschieden ist. Wissenschaftliche Fakten werden dabei in einem interaktiven Prozess als Ergebnis von materialen, experimentellen Praxen, Beobachtungen und interaktiven Interpretationen „erzeugt“. Im gleichen Zeitraum wie die Arbeiten von Latour und Knorr-Cetina ent-

---

56 Bruno Latour/Steve Woolgar: *Laboratory Life. The Construction of Scientific Facts*, 2nd ed. Princeton 1986, S. 27 (erstmalig erschienen London 1979).

57 Karin Knorr-Cetina: *The Manufacture of Knowledge. An Essay on the Constructivist and Contextual Nature of Science*, Oxford 1981; hier zitiert nach der deutschen Ausgabe: *Die Fabrikation von Erkenntnis. Zur Anthropologie der Naturwissenschaft*, Frankfurt 1991, S. 47.

stand eine weitere sehr einflußreiche, methodisch ähnlich, jedoch von der Zielsetzung her weiter konzipierte Arbeit: Sharon Traweek untersuchte im Rahmen einer komparativen Studie der Hochenergie-Physik in Japan und Amerika die betreffenden Laboratorien als Orte von „intersecting cultures“: Sie rekonstruierte die Kultur der international organisierten Wissenschaftler-„Gemeinde“ der Hochenergie-Physiker als geprägt von nationalen, kulturellen Einflüssen.<sup>58</sup> Am Beispiel der Ausbildung junger Physiker und ihrer Karrierewege sowie der Integration neuer Apparate und Experimente in bestehende Labors konnte sie differente „nationale Stile“ der Physik herausarbeiten. Obwohl es ihr gelang, unterschiedliche Kulturen einer Wissenschaft zu belegen, blieben die Laboratorien in dieser Studie gegenüber dem weiteren sozialen und kulturellen Kontexten noch weitgehend isoliert.<sup>59</sup>

Im Gegensatz hierzu stehen Studien, die – etwa aus der Perspektive der feministischen Anthropologie – in kritischen Analysen die Rolle der Kategorien Gender und Verwandtschaft in westlichen Gesellschaften analysierten. Deren vermeintlich „natürlicher“ Status wurde etwa in den Arbeiten von Marilyn Strathern nicht nur durch Vergleich mit außereuropäischen Beispielen dekonstruiert, sondern vor dem Hintergrund der Entwicklung neuer Reproduktionstechnologien die veränderte Bedeutung des Begriffs „Verwandtschaft“ herausgearbeitet.<sup>60</sup> Am Beispiel etwa von Debatten um künstliche Befruchtung untersucht Strathern, wie die Reproduktionsmedizin bislang die fraglos gültige „Natürlichkeit“ von Verwandtschaftsbeziehungen manipuliert und damit Basisannahmen europäisch-amerikanischer Kultur in Frage stellt. Ähnlich wie Strathern untersuchte Emily Martin in einer groß angelegten Studie im Zusammenhang der AIDS-Krise in den USA die Auswirkungen wissenschaftlicher Erkenntnisse zum Immunsystem auf Körpervorstellungen und Gesundheitspraxen von Mittelschichtsangehörigen.<sup>61</sup> Unter dem Stichwort „science as culture“ verfolgen diese und ähnlich orientierte Studien das Ziel, wissenschaftliches Wissen als konstitutiven Faktor lebensweltlicher Konzepte und Praxen zu analysieren; die Praxen der Wissenschaft selbst bleiben hierbei jedoch zumeist unberücksichtigt.

Erst in den letzten Jahren wurden empirische Studien entwickelt, die versuchen, beide Perspektiven, „science as culture“ und „cultures of science“, miteinander zu verbinden, indem die Produktion, der Transfer und die Rezeption wissenschaftli-

---

58 *Sharon Traweek: Beamtimes and Lifetimes. The World of High Energy Physicists*, Cambridge 1988.

59 Vgl. zu dieser Kritik auch *Steve Woolgar: What is „Anthropological“ about the Anthropology of Science?* In: *Current Anthropology*, Vol. 32, No. 1, 1991, S. 79–81.

60 Vgl. *Jeanette Edwards/Sarah Franklin/Eric Hirsch/Frances Price/Marilyn Strathern: Technologies of Procreation. Kinship in the Age of Assisted Conception*, Manchester 1993; *Marilyn Strathern: After Nature: English Kinship in the Late Twentieth Century*, Cambridge 1992; *Marilyn Strathern: Reproducing the Future: Anthropology, Kinship and the New Reproductive Technologies*, Manchester 1992.

61 *Emily Martin: Flexible Bodies. The Role of Immunity in American Culture from the Days of Polio to the Age of AIDS*, Boston 1994.

chen Wissens gleichzeitig zum Thema empirischer Studien gemacht wird. So arbeitet etwa Deborah Heath am Beispiel der Entwicklung neuartiger Medikamente die Vernetzungen und Koalitionen zwischen Patientenorganisationen und Laborwissenschaftlern heraus, die jedoch auch oft zu Konflikten führen – etwa zwischen der Forderung der Patienten nach anwendungsorientierter und dem wissenschaftlichen Anspruch auf „reine“ Wissenschaft.<sup>62</sup> Rayna Rapp analysierte im Rahmen mehrjähriger Mitarbeit bei genetischen Beratungen die Produktion und Vermittlung der Ergebnisse von Pränataluntersuchungen gegenüber Angehörigen unterschiedlicher Kulturen und Klassen im öffentlichen Gesundheitssystem New Yorks.<sup>63</sup> Und Paul Rabinow untersuchte am Beispiel eines biotechnischen Verfahrens die Entwicklung der amerikanischen Biotechnik-Industrie und die ethischen Orientierungen der beteiligten Wissenschaftler.<sup>64</sup> So unterschiedlich diese Studien in ihrer methodischen Anlage und ihrem Forschungsinteresse sein mögen, sie verbindet, daß sie die Beziehungen der Wissenschaft zu anderen gesellschaftlichen Bereichen empirisch untersuchen, auf einer Mikroebene herausarbeiten, welche sozialen, ökonomischen und kulturellen Faktoren die Faktenproduktion der Wissenschaft beeinflussen und detailliert wissenschaftlichem Wissen in seinen Transformationen beim Transfer zwischen unterschiedlichen Gesellschaftsbereichen folgen.

Damit zeichnet sich in diesen neueren Studien eine doppelte Bewegung ab: Einerseits wird die ethnographische Beobachtung von wissenschaftlichen Praxen über die Labormauern hinaus ausgedehnt und die „translations“, die Übersetzungen von experimentellen Effekten und Fakten in die soziale Realität analysiert; die Grenzen des Labors werden damit als durchlässig betrachtet.<sup>65</sup> Andererseits wird das „boundary-management“<sup>66</sup>, die kooperative wie antagonistische Interaktion zwischen Akteuren innerhalb und außerhalb der Wissenschaft untersucht, Interaktionen, in denen nicht nur der Status der Akteure, sondern auch die Grenzen des Labors, wissenschaftlicher Kompetenz und politischer Macht verhandelt werden. Neuere Studien konzentrieren sich daher nicht mehr auf das Labor als „vorgege-

62 *Deborah Heath*: Bodies, Antibodies, and Modest Interventions. In: *Gary Lee Downey/Joseph Dumit* (eds.): *Cyborgs & Citatels. Anthropological Interventions in Emerging Sciences and Technologies*, Santa Fé 1997, S 67–82.

63 *Rayna Rapp*: *Testing Women, Testing the Fetus. The Social Impact of Amniocentesis in America*, New York 1999.

64 *Paul Rabinow*: *Making PCR. A Story of Biotechnology*, Chicago 1996.

65 Vgl. *Bruno Latour*: *The Pasteurization of France*, Cambridge 1988; *Ders.*: Give Me a Laboratory and I will Raise the World. In: *Karin Knorr-Cetina/Michael Mulkey* (eds.): *Science observed*, London 1983, S. 141–170.

66 *Susan Leigh Star/James R. Griesemer*: Institutional Ecology, „Translations“, and Boundary Objects: Amateurs and Professionals in Berkeley’s Museum of Vertebrate Zoology, 1907–39. In: *Social Studies of Science*, Vol. 19, 1989, S. 387–420; vgl. am Beispiel der Krebsforschung in den USA auch *Joan H. Fujimura*: *Crafting Science: Standardized Packages, Boundary Objects, and „Translations“*. In: *Andrew Pickering* (ed.): *Science as Practice and Culture*, Chicago 1992, S. 168–211.

benes Feld“, sondern analysieren die von dort ausgehenden Wirkungen und sind damit aus Prinzip oft durch Feldforschungen an mehreren Orten<sup>67</sup> und in mehreren Milieus charakterisiert: „both fieldwork and the resulting ethnography is overcoming distinctions between elites and institutional orders („others“ whom anthropologists traditionally do not study), subalterns („others“ we do study), and anthropologists themselves, in the position of ethnographers as „other“ to either elites or subalterns.“<sup>68</sup> Aus Sicht von Annette Weiner, Präsidentin der American Anthropological Association, stellt die „anthropology of science“ ein wichtiges Mittel dar, das Fach neu zu positionieren – „within the postmodern condition as a subject of study and as a means to rethink the potential and scope of our future studies.“<sup>69</sup> Der stark verkürzte Forschungsüberblick soll hier abgebrochen werden, um an einem konkreten Beispiel aus der oben bereits vorgestellten Feldforschung die Bedeutung materialer und experimenteller Praxen für die Wissensarbeit im Labor zu erläutern.

### *Materialität und Klassifikation*

Eines der Hauptprobleme bei der Behandlung von Mukoviszidose, der Krankheit, die Gegenstand des genetischen Screenings war, ist die frühzeitige Diagnose, wenn möglich noch im Säuglingsalter, so daß rechtzeitig mit der Behandlung begonnen werden kann; hierdurch gelingt es bei einem guten Verlauf, die Lebenserwartung der Patienten deutlich zu erhöhen. Eine solche frühzeitige Diagnose erweist sich jedoch als schwierig, weil das Krankheitsbild komplex ist (Hauptsymptome sind häufige Entzündungen der Atemwege sowie eine gestörte Verdauung und resultierend eine schlechte Nährstoff- und Vitaminaufnahme) und vor allem weil die Schwere der Symptome großen individuellen und zeitlichen Schwankungen unterliegt. Dieser Effekt wird noch dadurch verstärkt, daß die Krankheit durch hunderte verschiedener Mutationen in dem krankheitsauslösenden Gen verursacht wird, Mutationen, die wiederum zu unterschiedlich schweren Ausprägungen der Krankheit führen können. Im klinischen Alltag ist die Diagnose von Mukoviszidose wegen der schwer zu klassifizierenden Symptome oft problematisch. Als eine relativ sichere Diagnosemethode wurde daher in den USA ein Test entwickelt, bei dem der Salzgehalt des Schweißes als Indiz herangezogen wird: Patienten weisen als Nebenfolge der Erkrankung einen deutlich erhöhten Chlorid-Gehalt im Schweiß auf; wird ein definierter Schwellenwert überschritten, besteht ein dringen-

---

67 Vgl. *Gisela Welz*: Moving Targets. Feldforschung unter Mobilitätsdruck. In: *Zeitschrift für Volkskunde*, 94. Jg, 1998, S. 177–194.

68 *George E. Marcus*: Critical Anthropology Now. An Introduction. In: *Ders.* (ed.): *Critical Anthropology Now*, Santa Fe 1999, S. 3–28, S. 16.

69 *Annette Weiner*: Culture and our discontents. Presidential Address. 92nd Annual Meeting of the American Anthropological Association, Washington, DC, 1993; zitiert nach *Sarah Franklin*: Science as Culture, Cultures of Science. In: *Annual Review of Anthropology*, Vol. 24, 1995, S. 163–184, S. 164.

der Verdacht auf Mukoviszidose. Zu beachten ist jedoch, daß auch die Höhe des Salzgehaltes Schwankungen unterliegt, die ihren Grund in der physischen Konstitution der Patienten wie auch in der Art der bei ihnen vorliegenden Mutation haben kann.

Anfang der 90er Jahre wurden im zypriotischen Zentralkrankenhaus mehrere Verdachtsfälle von Mukoviszidose diagnostiziert, die jedoch überwiegend durch eine schwache Symptomatologie charakterisiert waren. Bei der Anwendung des Schweißtests im Krankenhauslabor kam es jedoch immer wieder zu technischen Problemen, die eine verlässliche Anwendung des Tests verhinderten; vor allem gelang es meist nicht, eine ausreichende Menge reinen Schweißes zu gewinnen oder die folgenden Analyseschritte scheiterten an der fehlenden Erfahrung des Personals. Die Fälle blieben daher undiagnostiziert bis ein Genetiker des erwähnten Institutes die Initiative ergriff. Zwar gelang es ihm tatsächlich durch zahlreiche Experimente, den Testaufbau durch Modifikationen zu verbessern, doch insbesondere das Auffangen des Schweißes stellte ein strategisches Hindernis dar, da es dabei oft zu Verunreinigungen kam. Die zu Rate gezogene wissenschaftliche Literatur konnte hier keine Abhilfe schaffen; ein Durchbruch gelang erst, als sich der Genetiker in einem befreundeten, ausländischen Labor die Testanordnung in Aktion ansehen konnte und selbst damit umzugehen lernte. Durch Nachbau im heimischen Labor und durch weitere Experimente gelang es schließlich, das Verfahren an die lokalen Bedingungen anzupassen, die Laborkräfte entsprechend zu schulen und damit den Test als verlässliches Diagnose-Instrument zu stabilisieren.

Das Genetik-Institut verfügte damit über ein standardisiertes Verfahren, ein „know how“, das aus einem abstrakten „know that“ und die Inkorporierung von praktischem Wissen sowie durch eine Reihe von Anpassungen und Modifikationen entwickelt worden war. Für das Institut ergab sich damit in vierfacher Hinsicht ein strategischer Vorteil: Erstens konnte damit der Klinik ein konkurrenzloses Angebot zur Diagnose gemacht werden – solange jedenfalls konkurrenzlos, wie die Klinik nicht ebenfalls Zeit, Energie und Kreativität investierte. Zweitens wurde dieser Erfolg gegenüber den staatlichen Gesundheitsbehörden als Beweis für die Überlegenheit des halb-privaten Institutes gegenüber dem als veraltet und unflexibel geltenden staatlichen Krankenhaus eingesetzt.<sup>70</sup> Dieser Erfolg war ein Argument mehr in dem Versuch des Institutes, staatliche Forschungsgelder für die eigene Arbeit zu gewinnen. Drittens stellte die Stabilisierung des Testverfahrens für die Genetiker die Voraussetzung weiterer Forschungen und damit der Erhöhung des internationalen Renommées dar: Die Feststellung der Chlorid-Spiegel war ein not-

---

70 Hiermit ist zugleich ein Konflikt angesprochen, der in der sich rapide modernisierenden zypriotischen Gesellschaft zwischen alten und neuen Eliten ausgetragen wird. Die überwiegend im staatlichen Gesundheitssystem beschäftigten Mediziner nehmen hierbei die Position „traditionaler“, die im Ausland ausgebildeten und remigrierten Wissenschaftler die Position „organischer“ Intellektueller ein; vgl. zu dieser Unterscheidung *Antonio Gramsci: The Prison Notebooks: Selections*, New York 1971, S. 4.

wendiger Ausgangspunkt, um bei Patienten die Schwere der Krankheit mit bestimmten Mutationen korrelieren zu können. Hierdurch erhofften sich die Genetiker, auf molekulargenetischer Ebene Voraussagen über mögliche Krankheitsverläufe machen zu können. Schließlich erhielten sie durch den Schweißtest auch direkten Zugang zu Patienten: Den vom Krankenhaus überwiesenen Patienten konnten Speichelproben entnommen und deren Erbanlagen molekulargenetisch untersucht werden; zusammen mit der erhobenen Krankengeschichte war es möglich, eine Datenbank und eine Genbank als Basis weiterer Forschungen aufzubauen.

Für sich genommen erscheint jeder der angeführten Schritte trivial; in der Summe jedoch führen sie zu tiefgreifenden Veränderungen auf einer Reihe von Ebenen. So verschiebt sich etwa das Machtverhältnis zwischen Medizinern und Genetikern fundamental: Die Kliniker verlieren das Privileg, den Zugang zu den Patienten und ihren Krankenakten zu kontrollieren – und damit das Monopol auf wichtige Forschungsressourcen. Statt stets unsicherer medizinischer Diagnosen werden „objektive“, auf einer materialen Analyse der genetischen Codes beruhende Klassifikationspraxen als Standardverfahren durchgesetzt; verkürzt gesagt: Wer wirklich krank ist, entscheiden jetzt Genetiker, nicht mehr Mediziner. Daß dies sehr problematisch ist, wird durch einige Fälle belegt, in denen Verwandte von Kranken genetisch als Träger von Mutationen und damit als ebenfalls „krank“ diagnostiziert wurden, ohne jedoch irgendwelche Symptome aufzuweisen. Die Anwendung des genetischen Reduktionismus produziert hier völlig gesunde, „virtuelle“ Kranke; mit weitreichenden Folgen für die Selbstwahrnehmung der so klassifizierten Personen.

Das Labor erweist sich hier als Ort, an dem so heterogene „Dinge“ wie Wissen, Verfahren, handwerkliches Geschick, Gensequenzen, Datensätze, Klassifikationsordnungen etc. erzeugt, manipuliert und stabilisiert werden. Diese Wissensarbeit ist dabei in einem doppelten Sinne opportunistisch: In Reaktion auf auftretende Probleme werden experimentelle Praxen schrittweise modifiziert, um zu einem verbesserten Ergebnis zu gelangen; gleichzeitig werden übergeordnete Ziele modifiziert oder Ergebnisse aus einem Projekt als Baustein in einem anderen Projekt eingesetzt. So fanden etwa Resultate der Mukoviszidose-Studie bei einem anderen, parallel vorangetriebenen Projekt des Institutes Verwendung. Wissensarbeit ist in diesem Sinne durch *rekombinante Praxen* charakterisiert.<sup>71</sup> Darüber hinaus ist das Labor jedoch auch eine „machine for making the future“<sup>72</sup>, eine Innovationsmaschine, entworfen, um damit neues Wissen zu produzieren, Machtrelationen zu

---

71 Analog zu molekularbiologischen Verfahren, bei denen fremde Gene etwa in Bakterien eingeschleust werden, um diese eigentlich fremde Proteine herstellen zu lassen (durch rekombinante DNA), setzten Akteure bewährte Praxen oder Verfahren in neuen Bereichen ein und erzielen damit oft bedeutende kombinatorische Gewinne.

72 *François Jacob: The Statue Within: An Autobiography*, New York 1988, S. 9; vgl. zum offenen Charakter naturwissenschaftlichen Experimentierens und dessen konstitutiver Unbestimmt-

verändern, ökonomische Bedingungen der weiteren Arbeit zu verbessern und aktiv in die soziale und kulturelle Umgebung des Labors einzugreifen.<sup>73</sup> Gentechnik wird hierdurch zur Sozial- oder Kulturtechnik. Unter dieser Perspektive behält die Trennung in eine „culture of science“ und eine „science as culture“, in eine epistemische Kultur der Wissenschaft und die von ihr ausgehenden soziokulturellen Wirkungen zwar noch ihre analytische Rechtfertigung, doch bleibt die Analyse der materialen Praxen auf mikroskopischer Ebene im Labor ohne Beobachtung der von ihnen ausgehenden gesellschaftlichen Makroeffekte unvollständig; umgekehrt gilt ebenso, daß diese Wirkungen nur vor dem Hintergrund eines Verständnisses ihrer materialen Basis angemessen beurteilt werden können. Dies erweist sich etwa dann, wenn die von genetischen Wissenspraxen ausgehenden Machteffekte in Relation zu anderen Typen von Wissen analysiert werden sollen; im folgenden soll hierzu kurz ein abschließendes Beispiel vorgestellt werden.

### *Engendering knowledge*

Mit der DNA-Analyse von Mukoviszidose-Patienten verfügen die Genetiker nach eigener Ansicht über das mächtigere Diagnose-Instrument als die Mediziner, die für ihre Diagnosen auf die Interpretation eines komplexen und zudem noch individuell variablen Bündels von Symptomen angewiesen sind. Gegenüber diesem, aus einer interpretativen Heuristik resultierenden Wissen stellt die Sequenzanalyse der inerten, unveränderlichen Molekülstruktur der DNA eine objektivierbare Basis dar, die darüber hinaus – etwa wenn sie im Rahmen von Pränataldiagnosen angewandt wird – *in Grenzen*<sup>74</sup> eine *prädiktive Diagnostik* erlaubt. Dem „technologischen Platonismus“ genetischen Wissens steht der „pragmatische Aristotelismus“ medizinischen Wissens gegenüber, das nicht abstrakt und generell, sondern konkret und individuell auf die jeweilige Krankengeschichte bezogen ist.<sup>75</sup> Dem entsprechen zwei idealtypische Konstruktionsweisen des Patienten, die durch die konkreten Diagnosepraxen nochmals verstärkt werden: Im Labor werden unsichtbare Teilstücke der DNA des Patienten manipuliert – sensuell zum Verschwinden gebracht, *ist* er die Mutation. Kliniker dagegen sind tatsächlich mit dem gesamten Menschen, seinen Reaktionen und Emotionen konfrontiert – erst professionelle Distanzierungstechniken ermöglichen die Herstellung von Distanz

---

heit Hans-Jörg Rheinberger: Experimental Systems. Historiality, Narration, and Deconstruction. In: Mario Biagioli (ed.): The Science Studies Reader, New York 1999, S. 417–429.

73 Die mit mir eingegangene Kooperation war hierbei nur ein weiterer – allerdings nebensächlicher – Faktor, mit dem sich eventuell Reputationspunkte sammeln ließen, ohne zugleich ein großes Risiko einzugehen.

74 Solche Grenzen werden bestimmt durch Meßfehler, unklare Ergebnisse, biologische Komplexität – insbesondere bei multigenetischen Krankheiten – und durch Gen-Zelle-Umwelt-Interaktionen, die bislang nicht oder nur unvollständig verstanden sind.

75 Vgl. zu dieser Unterscheidung Stephen Toulmin: On the Nature of the Physician's Understanding. In: Journal of Medicine and Philosophy, Vol. 1, No.1, 1976, S. 32–50.



in der körperlichen Nähe.<sup>76</sup> Der dadurch mögliche „klinische Blick“ dient nicht nur dem Selbstschutz, sondern ist zugleich Voraussetzung für notwendige Einblicke auch in die Person des Patienten: er ermöglicht die Kunst der Wahrnehmung teilreduzierter Komplexität.

Wie bedeutsam solche Distanzierungspraxen sind, erweist sich gerade auch in der eingangs dieses Aufsatzes geschilderten Szene: Der Genetiker hatte es übernommen, dem Ehepaar die Testergebnisse selbst mitzuteilen, eine Aufgabe, die er nach seinem Verständnis ausreichend erfüllte, indem er dem Paar mitteilte, daß das Risiko einer Erkrankung des ungeborenen Kindes nicht ausgeschlossen werden könne und zu verstehen gab, daß er deshalb eine Abtreibung für richtig hielt. Implizit konstruierte er seine Gegenüber gemäß dem für die epistemische Kultur der Genetik geltenden Denkstil als „rationale Akteure“ – er erwartete, daß sie seiner Risikokalkulation nicht nur folgen konnten, sondern auch die entsprechenden Konsequenzen zögen. Die von ihm mir gegenüber thematisierte Verwirrung resultierte nicht zuletzt daraus, daß das Ehepaar Kriterien bei seiner Entscheidung geltend machte, die er selbst als irrational und deshalb als irrelevant ansah. Ich schlage vor, diesen Konflikt nicht psychologisch, sondern vor dem Hintergrund des Konfliktes unterschiedlicher epistemischer Kulturen, unterschiedlicher Umgangsweisen mit Komplexität und differenter Arten von Wissensarbeit zu interpretieren. Diese These wird auch dadurch erhärtet, daß nicht zuletzt in Reaktion auf solche Konflikte vor allem in den USA im medizinischen System ein neuer Typus des Wissensarbeiters „erfunden“ wurde: Mit der „Normalisierung“ der Pränataldiagnose als klinische Praxis entstand zugleich „the need for an «interface» (...) someone to convey the risks and benefits of the test, to translate scientific possibilities into personal calculations for potential patients. The gatekeeper between science and work, between epidemiology and empathy, became a woman. Women students seemed especially suited to a field that was designed to counsel pregnant women. And counseling was a field in which »female qualities« like empathic listening seemed particularly appropriate.“<sup>77</sup>

In den USA ist inzwischen die Position der „genetischen BeraterIn“ anerkannt und die Notwendigkeit einer ausführlichen, nicht-direktiven Beratung unter Be-

---

76 Solche Techniken reichen von spezifischer Kleidung über räumliche Arrangements bis zum Tragen von medizinischem Gerät (Stethoskope verdienen eine eingehendere Analyse); vgl. zur ethnographischen Analyse professioneller Distanzierungspraktiken auch *Sarah Cant/Ursula Sharma*: Reflexivity, ethnography and the professions (complementary medicine). Watching you watching me watching you (and writing of both of us). In: *Sociological Review*, No. 2, 1998, S. 244–263. Hierbei sind jedoch zugleich große Unterschiede verschiedener medizinischer Spezialisierungen zu beachten: Bei chirurgischen Operationen, die einen meist blutigen Eingriff in die körperliche Unversehrtheit der Patienten erfordern, werden diese durch eine Reihe von Arrangements ebenfalls fast vollständig „zum Verschwinden“ gebracht; vgl. *Stefan Hirschauer*: The Manufacture of Bodies in Surgery. In: *Social Studies of Science*, Vol. 21, No. 2, 1991, S. 279–319.

77 *Rapp* (wie Anm. 63), S. 56.

rücksichtigung sozialer, psychologischer und kultureller Faktoren bei genetischen Diagnosen ist standesrechtlich abgesichert – jedoch ist der Status dieser Art Wissensarbeit im medizinischen System gering. Am Beispiel einer in den USA ausgebildeten und nach Zypern zurückgekehrten genetischen Beraterin können einige Gründe dafür verdeutlicht werden. Obwohl sie vom genetischen Institut eigens zur Beratung von (potentiellen) Patienten eingestellt wurde, wird ihre Tätigkeit von Genetikern wie Medizinern als unnötig wenn nicht gar als gefährlich angesehen: Nur ein vollständig ausgebildeter Wissenschaftler sei in der Lage, die Komplexität genetischer Sachverhalte zu verstehen; und die Ergebnisse der Tests könnten die Fachleute schließlich selbst auch mitteilen. Dieser Konflikt zwischen den verschiedenen Arten der Wissensarbeit ist hierbei nicht auf Zypern beschränkt. Auch in Abteilungen deutscher Krankenhäuser werden die Beraterinnen gelegentlich halb – aber eben nur halb – scherzhaft von Medizinern als „Spökenkieker“ bezeichnet. Und auch deutsche Genetiker fühlen sich in der Regel gut ausgebildet, die Beratung gleich mit übernehmen zu können.

Bezeichnend ist bei diesen Reaktionen etwa, in welchen Zusammenhängen von Naturwissenschaftlern Komplexität verortet wird und wo nicht: nur die reduzierte Komplexität genetischen Wissens, nicht jedoch die unreduzierte lebensweltliche Komplexität wird als relevant erachtet. Interessanter ist jedoch, daß dieser Konflikt doppelt geschlechtlich kodiert ist. Tatsächlich gibt es in Deutschland keinen männlichen genetischen Berater und auch die klinischen psychologischen Dienste sind überwiegend mit Frauen besetzt. Dabei sind es auch weibliche Ärzte, die Beratungsarbeit als der wissenschaftlichen Wissensarbeit untergeordnet ansehen. Der Grund für diese Marginalisierung besteht weniger in Frauenfeindlichkeit als in Distinktionsprozessen gegenüber einer als „feminin“ konnotierten, durch Episodisches „verunreinigten“ Wissensarbeit: Genetische Beratung ist nicht nur hochgradig narrativ<sup>78</sup> und notwendig fallgebunden, sondern auch die Familiengeschichte sowie die soziale Umwelt des Beratenen bilden wesentliche Randbedingungen der Beratung, die damit noch weiter von objektivierenden, wissenschaftlichen Praxen entfernt erscheinen, als dies der „pragmatische Aristotelimus“ der Medizin ist. Hinzu kommt, daß der *Speicherungsmodus* dieses Wissens ebenfalls deutlich von der Art unterschieden ist, in der naturwissenschaftliches Wissen „aufbewahrt“ wird: Dieses kasuistische Wissen wird in Form von Patientengeschichten tradiert, eine narrative Strategie, die nicht nur die charakteristische Memotechnik einzelner Berater darstellt, sondern auch die kommunikative Sinnproduktion von Beratern untereinander dominiert. Diese narrativen Praktiken dienen neben der Erhaltung von sozialer und kultureller Komplexität in der Binnenkommunikation der Berater zugleich auch als wesentlicher Vermittlungsmodus gegenüber Klienten: Indem in diesen Geschichten konkrete Erfahrungen und Handlungsmöglichkeiten thematisiert werden, werden die Klienten als *Akteure* angesprochen und zur

---

78 Vgl. zu einer kritischen Analyse der Entwicklung der Beratungskonzepte in Deutschland *Anne Waldschmidt*: Das Subjekt in der Humangenetik, Münster 1996.

Nutzung von Handlungsoptionen aufgefordert. Dies steht in deutlichem Gegensatz zur Konstruktion des Klienten als „Fall“ durch Genetiker oder als „Patient“ durch Mediziner.<sup>79</sup>

Es ist offensichtlich, daß in der Praxis des medizinischen Systems alle drei hier erwähnten idealtypischen Formen der Wissensarbeit kooperieren und dabei durch Machteffekte und Distinktionsmechanismen orientiert sind. Ergebnis ist nicht nur eine je andere Konstruktion des „Klienten“ sowie die Etablierung differenter Formen der Wissensspeicherung und -vermittlung, sondern auch ein implizites „engendering“ der Wissenspraxen selbst: Beobachtbar ist eine Feminisierung bzw. Maskulinisierung der Akteure – unabhängig von ihrem tatsächlichen Geschlecht. Impliziert ist damit auch die Subjektposition eines qualitativ forschenden, nach aussagekräftigen Erzählungen fahndenden und schließlich „Erzählungen“ produzierenden ethnographischen Beobachters im medizinischen „Feld“, ein Zusammenhang, der eine ausführlichere Thematisierung im Rahmen von Problemen des „studying up“ erfordert, als hier vorgenommen werden kann.

### Schluß

Gemäß der eingangs zitierten Unterscheidung des Biologen Edward O. Wilson können die hier herausgearbeiteten idealtypischen Formen der Wissensarbeit auf einer Skala zwischen Wissenschaft und Kunst trennscharf verortet werden: Die Vorliebe der Genetiker für reduzierte Komplexität qualifiziert sie fraglos als Wissenschaftler, während genetische Beraterinnen der Kunst nachgehen, eher unreduzierte Komplexität zu bearbeiten; medizinische Wissensarbeit wäre demgemäß im unsicheren Dazwischen angesiedelt. Tatsächlich argumentieren genetische Beraterinnen jedoch ebenso mit „Vererbungsgesetzen“ wie Genetiker den im Labor erzeugten allmählichen Wissensfortschritt als Erfolgs- und Mißerfolgsgeschichten kommunizieren und damit ihre weitere Arbeit orientieren. Praktische Wissensarbeit ist demgemäß nicht nur innerhalb eines sozialen Bereiches – hier erläutert am medizinischen System –, sondern auch in bezug auf einzelne Akteure durch sehr unterschiedliche Modi der Produktion, des Transfers und der „Speicherung“ von Wissen charakterisiert. Dieser Befund kann generalisiert werden und verweist auf grundlegende theoretische Probleme kultureller Analysen in komplexen Gesellschaften: „A cultural theory adequate to the task of understanding complex cultures must be able to deal with the fact that the division of labor is in large part a division of knowledge, making very problematic the notion that culture is by definition shared“.<sup>80</sup> Verschärft wird diese Diagnose zusätzlich durch die Heterogeni-

---

79 Vgl. zur Rolle dieses narrativen „therapeutic emplotment“ *Cheryl Mattingly: Healing dramas and clinical plots. The narrative structure of experience*, Cambridge 1998.

80 *Ulf Hannerz: Theory in Anthropology. Small is Beautiful: The Problem of Complex Cultures*. In: *Comparative Studies in Society and History*, Vol. 28, 1986, S. 362–367, S. 363.

tät nicht nur des verfügbaren Wissens, sondern auch durch die Anwendung sehr unterschiedlicher Formen der Wissensarbeit.

Hierin liegt einer der Gründe dafür, daß „dichte Beschreibungen“ im Geertz-schen Sinne weniger zur Analyse der dargestellten rekombinanten Wissensspraxen geeignet erscheinen, als die bescheidenere Programmatik im Sinne Gilbert Ryles, von „dünnen“ zu zunehmend „dichteren“ Situationsbeschreibungen zu gelangen, mit dem Ziel, in arbeitsteiligen, komplexen Gesellschaften zu untersuchen, wie über die Grenzen epistemischer Kulturen hinweg interaktiv gemeinsam geteilte Wahr-Nehmungen von Wirklichkeit erzeugt werden. Nach Ansicht von Fredrik Barth stellt es eine der dringlichsten Aufgaben der ethnographisch arbeitenden Disziplinen dar, empirisch zu untersuchen „how people achieve and reproduce a degree of conceptual accomodation and shared premises (...) We must explore the bases on which such interpretive activity builds in a non-homogeneous and distributed culture; the collective and individual means people employ to establish shared footings; and the degree and configuration of convergence that is generated.“<sup>81</sup> Die von privilegierten Formen der Wissensarbeit ausgehende, die Grenzen kultureller Systeme überschreitende Definitions- oder Klassifikationsmacht wäre hierbei von der Europäischen Ethnologie ebenso zu untersuchen wie Widerständigkeiten gegen Klassifikationsordnungen<sup>82</sup> und „legitimes“ Wissen sowie offenere, interaktivere oder symmetrischere Formen der Konsensbildung.

Damit ist keine Abkehr, sondern die Modifikation des für die Kulturwissenschaften oft leitenden Frageinteresses nach dem „gespeicherten Wissen“ und den „Speicherungsformen“ verbunden, das – trotz der Erkenntnis, daß kulturelle Speichermedien die Voraussetzung für Innovation darstellen<sup>83</sup> – die Aufmerksamkeit eher auf die konservierenden denn auf die kreativen Praxen lenkte. Die eingangs vorgeschlagene Interpretation von Sequenzen der Wissensarbeit als Form/ Ereignis ermöglicht hingegen eine prozessuale Sicht auf die – oft interaktive – Erzeugung neuen Wissens, die innovativen Lösungen rekombinanter Wissensspraxen oder die kreative Aneignung von Wissen – und damit auf die *Erzeugung von Kultur*, ohne die Strukturiertheit der Praxen durch historische, institutionelle oder diskursive Faktoren zu vernachlässigen. Eine solche Analyse kultureller und sozia-

---

81 Fredrik Barth: A Personal View of Present Tasks and Priorities in Cultural and Social Anthropology. In: Borowsky (wie Anm. 2), S. 349–360, S. 354.

82 Vgl. hierzu etwa Geoffrey C. Bowker/Susan Leigh Star: Sorting Things Out. Classification and its Consequences, Cambridge 1999.

83 Vgl. Aleida Assmann: Das Problem des Neuen und seine kulturgeschichtlichen Rahmenbedingungen. In: Helga Nowotny (Hg.): Innovation: Kreativität in Kunst und Wissenschaft – Ergebnisse eines Initiativ-Workshops, Wien 1994; Helga Nowotny: Grenzen und Grenzenlosigkeit: Kreativität und Wissensdistribution. In: Jörg Huber/Martin Heller (Hg.): Konturen des Unentschiedenen (Interventionen 6), Basel 1997, S. 151–172.

ler Prozesse<sup>84</sup> stellt eine der möglichen Varianten dar, das „anthropological contemporary“ (P. Rabinow) in Lebenswelt und Arbeitswelt zu untersuchen.<sup>85</sup>

### *English Summary*

STEFAN BECK: Recombinant Practices. Knowledge Cultures as a Topic of European Ethnology

From a praxeological perspective, the article explores knowledge cultures typical for late modern societies. Drawing on fieldwork studying a genetic screening in Cyprus and hospital practices in Germany, the interplay of different kinds of professional knowledges employed by medical experts – geneticists, physicists, genetic counselors – is analysed. Special attention is given to the different epistemic settings of knowledge production and processes of knowledge transfer in professional settings as well as to the appropriation of knowledge by actors in everyday contexts. The article proposes to study different modes of knowledge production, storage, transfer, and appropriation as defining practices for modern knowledge societies. In order to do so, the modification of fieldwork practices and theoretical propositions of cultural analysis seems to be eminent. The argument is developed in part by critically examining previous studies on work in German European Ethnology (Volkskunde).

(Übersetzung St. Beck)

---

84 Vgl. etwa *Sally Falk Moore: The Ethnography of the Present and the Analysis of Process*. In: *Borowsky* (wie Anm. 2), S. 362–374.

85 Ich danke Götz Bachmann, Wolfgang Kaschuba, Bernd Jürgen Warneken, Andreas Wittel und Gisela Welz für begleitende Wissensarbeit, Kommentare und Anregungen, die in diesen Beitrag eingegangen sind.